1/1990 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Der Ruf von Bukarest:

Libertate

Schicksal Armenien

Ein Jahr nach dem Beben wieder im Epizentrum von Spitak

Ein Tag im GULAG

Aus Solshenizyns erstem Bericht über das mörderische Lagersystem

Foto: Volker Hohlfeld

Günter Kunert

Der alte Herr

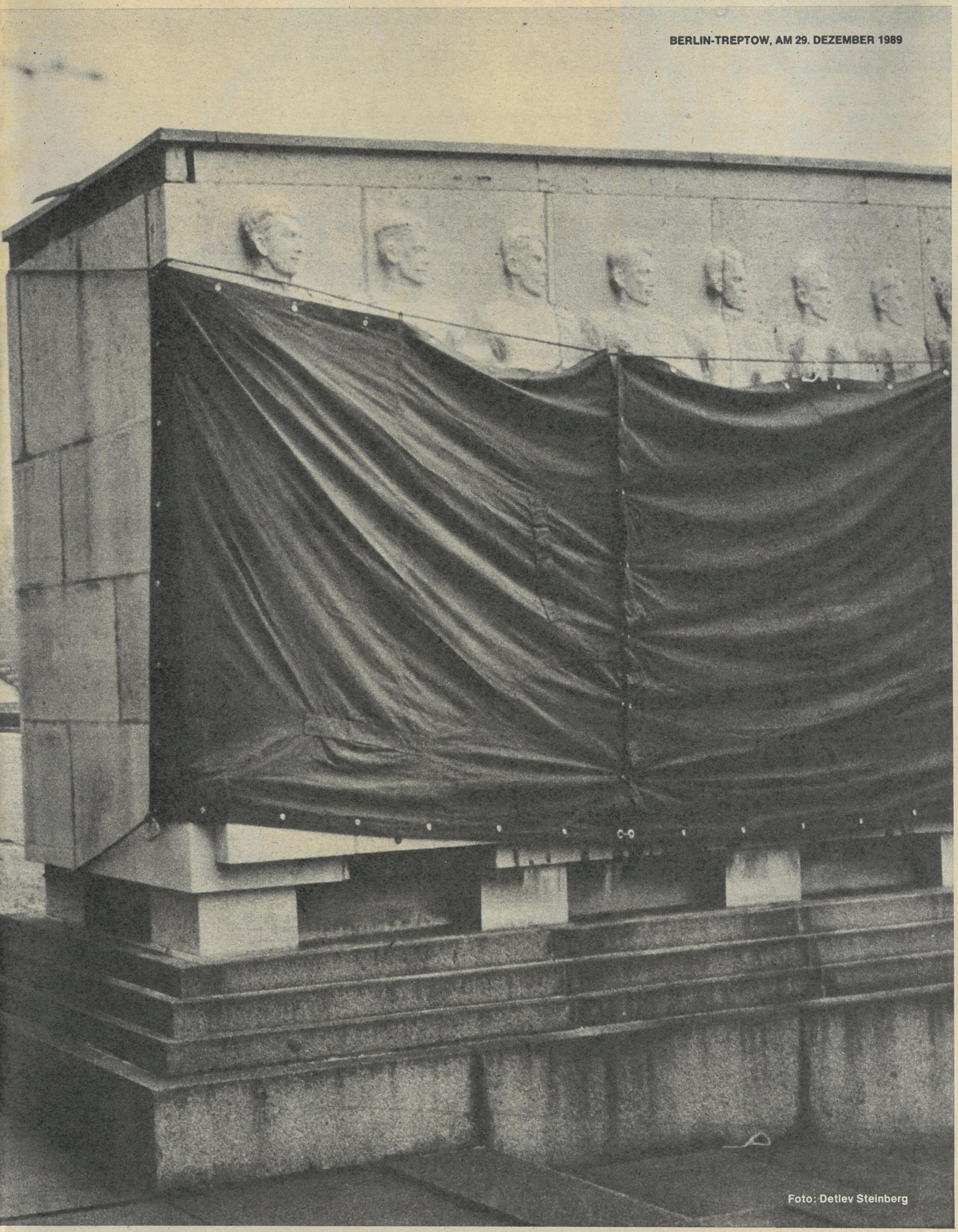
Unter uns ist
ein blinder Passagier
versteckt unter wechselnden Namen.
Aus seinen Kleidern fällt die Asche
von Generationen.

Er kommt aus dem fernen Schweigen
seinem Meisterwerk
um auch uns dafür zu gewinnen.
Müde der unaufhörlichen Mühen
und deiner sieglosen Kämpfe
hörst du sein Versprechen
endgültiger Ruhe
empfänglich.

Der Mensch ist schwach also
warum nicht sich einrichten
friedlich in der Schwäche
und das Starksein
ihm überlassen?

Bald sitzt der blinde Passagier
am Ruder
kommandiert jetzt
und eine Galeere fährt gen Abend
ins Schwarze hinein.

Aus „Die befleckte Empfängnis", Aufbau-Verlag



BERLIN-TREPTOW, AM 29. DEZEMBER 1989

Foto: Detlev Steinberg

Der Friedhof von Spitak: vom Schmerzgesang der Klageweiber angefüllte Totenstadt aus Granit und Marmor. Wäre nicht jeder Stein und jede Maurerhand für die Behausungen der am Leben Gebliebenen nötiger gewesen? Die Entbindungsstation des Kreiskrankenhauses: Am 7. Dezember, dem Jahrestag des Bebens, schreien gleich drei neue Erdenbürger ihre Ankunft in die Welt hinaus. Weshalb aber trägt der hier auf armenischem Boden Erstgeborene den fremdländischen Namen Nansen? Fragen, auf die wir schlichte Antworten bekommen werden. Von Menschen, die sich mit ihrem Schicksal nicht abfinden und gegen das Leid ankämpfen.

Ein Beitrag von
Dr. Dietrich Pätzold (Text)
und Detlef Christel (Foto)

Würde

Ein Jahr nach dem Erdbeben in Armenien:

wächst aus Widerstand

WÜRDE WÄCHST AUS WIDERSTAND

Spitak*, die bis dato Unbefleckte, scheint sich ihrer Schwäche bei unserem Besuch vor einem Jahr (siehe FW 27/88) zu schämen. Jedenfalls verbirgt sie dieses Mal ihr Antlitz züchtig hinter einem weißen Schleier aus Schnee, der so manche noch grobe Narbe verhüllen mag. Und doch, welch neues Profil: Verschwunden die schier unendlichen Ruinenfelder, in denen nur die wie durch ein Wunder fast vollständig stehengebliebenen Straßenbäume noch den Weg wiesen. Fort die bizarren Betongerippe undefinierbarer Nationalität, die sich wie in einem Anfall von Hochmut in jenen Sekunden des Aufbegehrens der Natur ihrer armenischen Tuffsteinfassaden entledigt hatten. Dafür stehen nunmehr russische Bauernhäuser aus dem hier so fremden Baustoff Holz in Reih und Glied, nach den Klängen eines unhörbaren Balalaikareigens ausgerichtet.

Als wir vor einem Jahr die Spitaker Schaumjan-Straße entlangliefen, einem Rettungskommando hinterher, das zu den Trümmern der beiden Schulen am Stadion gerufen worden war, unter denen jemand Lebenszeichen wahrgenommen haben wollte, blieben unsere Schuhe plötzlich in einer klebrigen Masse stecken: ein Meer von Melasse, wie der Lavastrom beim Ausbruch eines Vulkans aus der benachbarten Zuckerfabrik ausgeströmt. Das Werk war der Stolz der Stadt, der größte Produzent des Zuckers hinter dem Kaukasus und zu über einem Drittel Alleinlieferant für die gesamte Republik.

„Von den fast tausend Beschäftigten sind 200 beim Beben umgekommen – 112 am Arbeitsplatz, und die übrigen zu Hause", erzählt uns der ehemalige Direktor der Fabrik. Ehemalige? „Nun ja", sagt er und überlegt bedachtsam jedes Wort, eine Vorsicht, von der er erst im Laufe des weiteren Gesprächs abkommen wird. „Zwar hat mir Genosse Ryshkow in einer Unterredung am 15. Januar den Wiederaufbau zugesagt, doch dann wurde hinter seinem Rücken an irgendwelchen Schreibtischen in Moskau plötzlich anders entschieden: eine Fabrik für Pepsi-Cola und Limonaden soll her. Verstehen Sie: Unsere Republik deckt ihren Bedarf an Korn und Kartoffeln und vielen Grundnahrungsmitteln kaum zu fünfzig Prozent aus eigenem Bedarf, und nun werden wir auch bald den Zucker aus dem Norden oder gar dem fernen Kuba heranschaffen müssen! Nichts gegen Fidel Castro, er hat persönlich Blut für Armenien gespendet, und das weiß hier jedes Kind... Aber warum hört man schon wieder nicht auf die Meinung der Menschen in den Arbeitskollektiven? Die Stadt wird sich widersetzen, denn es ist unser Werk und unser Väter Boden, auf dem es steht!"

* „Spitak" heißt auf Deutsch „weißer Ort"

Hiobsbotschaft vor dem Abflug:

GEWALT GEBÄRT NUR IMMER WIEDER GEWALT

Spitak, die Tochter des Orients, zeigt also auch Charakter! Fast wäre aus unserem zweiten Rendezvous mit der Widerspenstig-Schönen nichts geworden. Die Hiobsbotschaft kam am Abend vor dem geplanten Flug nach Jerewan: Über ganz Armenien zwar wolkenloser Himmel, aber weithin seit Tagen schon kein einziger Tropfen Benzin mehr! So daß – falls überhaupt bis dorthin – wir wohl kaum über die Stadtgrenzen der Metropole hinauskommen, geschweige denn in die Berge hierher im Norden der Republik gelangen würden. Was tun? Sollten wir die vor Wochen gekauften Tickets etwa zurück- und das Vorhaben aufgeben, genau ein Jahr nach dem verheerenden Erdbeben wieder als FREIE WELT-Reporter vor Ort zu sein und das Epizentrum von neuem zu besuchen? Doch die Nachricht, von unseren armenischen Freunden vorsorglich noch im letzten Augenblick via Moskauer Büro nach Berlin durchgegeben, klang bei näherem Hinhören eher nach einem erneuten Hilferuf...

Eine Vermutung, die sich uns im armenischen Ministerrat zu bestätigen schien. Unseren Gesprächspartner im Ministerrang erreichten wir trotz fehlendem Kraftstoff per pedes, denn er hat sein Arbeitszimmer am Jerewaner Leninplatz, mitten in der Stadt. Gegenüber dem Hauptpostamt übrigens, auf dessen Hinterhof wir am Vortage einen Hotelneubau voller Kinder entdeckt hatten, was uns doch stutzig machte, da keineswegs Ferienzeit war. „Dort wohnen obdachlose Familien aus Leninakan, die keine Verwandten hier in Jerewan haben. Die einst zweitgrößte Stadt unserer Republik ist zu achtzig Prozent zerstört worden und macht uns die größten Probleme", sagt Ruben Tschiftalarjan. Dann spricht der Minister über den Bereich, den er als 1. stellvertretender Vorsitzender des Staatlichen Agrar-Industrie-Komplexes verantwortet:

„Die Verluste auf dem Lande waren groß – ungefähr 340 Dörfer betroffen, davon faktisch 58 völlig zerstört. Auf einen Schlag 35 000 Familien ohne ein Dach über dem Kopf, das sind mehr als 150 000 Menschen."

Wie viele davon werden auch diesen Winter in Zelten verbringen?

„Wenn es nach uns ginge – keiner. Denn zumindest Container und Wohnwaggons sind genügend vorhanden. Doch so mancher will nicht in das provisorische Obdach umziehen, fürchtet – sicherlich zu Recht – bei der Verteilung der neuen Häuser dann an hinterster Stelle auf den Listen zu stehen. Will sich mitunter auch nicht von Nachbarn und einer gewohnten Umgebung trennen... Doch eines haben wir durchsetzen können: Kein armenisches Kind wird mehr in Zelten unterrichtet, der Unterricht findet überall in festen Behelfsunterkünften oder schon fertigen neuen Schulgebäuden statt."

Wie sieht die Bilanz am Ende des ersten Aufbaujahres aus?

Millionen Kubikmeter an Trümmergestein sind beseitigt, in allen Dörfern – jede Unionsrepublik hat ihre konkrete Zone – wird intensiv gebaut. Dazu brauchen wir natürlich zunächst die Bauindustrie. Die steht nun und ist sehr leistungsfähig. Wenn Sie übers Land fahren, werden Sie überall die Betonwerke sehen..."

Heute morgen stand in der Zeitung, daß in den Dörfern des Spitaker Rayons 33 Bauorganisationen aus der Russischen Föderation arbeiten, hier eine halbe Million Quadratmeter Wohnraum, 23 Schulen, ebensoviele Kindergärten und 20 Kulturhäuser errichten werden. Doch bisher sei nur ein Fünftel der vorgesehenen Arbeiten geschafft worden, möglicherweise sogar noch weniger. Warum?

„Mancherorts hapert es immer noch mit den Projektierungsunterlagen. Erstmals sind hier in großer Zahl Bauten zu entwerfen gewesen, die billig sein und trotzdem Beben nicht nur einer traditionellen Stärke 8, sondern auch 9 und örtlich sogar 10 standhalten müssen. Und dann kommt es zu großen Verzögerungen bei der Belieferung mit Baumaterialien. Zur Zeit stehen den Bauarbeitern im Spitaker Rayon ganze sechs Kilogramm Zement pro Tag und Mann zur Verfügung... Eine Folge der Blockade auf der Eisenbahnstrecke in der benachbarten Aserbaidshanischen SSR, wo im Spätsommer die Zulieferungen völlig zum Erliegen kamen."

Wir haben gehört, daß im September viele der Helfer aus dem ganzen Land auf Nimmerwiedersehen abgereist sind, weil sie wegen des Baustoffmangels nichts zu tun hatten. Jetzt fehlen auf den Baustellen im Erdbebengebiet mindestens 50 Prozent der nötigen Arbeitskräfte. Muß dem unhaltbaren Zustand des Zwists zwischen den Nachbarrepubliken nicht endgültig und mit aller Kraft der Sowjetmacht Abhilfe geschaffen werden?

„Ja, es werden jetzt sehr ernsthafte Maßnahmen vorbereitet. Gewalt sät aber nur neue Gewalt – es bedarf also politischer Lösungen, wobei man an das Problem von verschiedenen Seiten gleichzeitig herangehen muß. Was wir auch machen, es geht von Verstand und Einsicht aus – gerade das ist der Sinn der Umgestaltung, gegen die auf Dauer kein Schritt Erfolg haben wird..."

Besteht auch ein Zusammenhang zwischen der Blockade und dem jetzigen Benzinmangel?

„Natürlich, wobei das vorläufige Ende der Blockade nicht alle Schwierigkeiten automatisch aus dem Wege räumen konnte. Da die Schienenwege so lange nicht zu benutzen waren, sind wir, wo das ging, auf die Straßen ausgewichen. Das hat aber nicht nur erhebliche Mehrkosten gebracht, sondern wir haben auch sämtliche Kraftstofflimits, die uns vom Plan vorgegeben waren, erheblich überzogen. Deshalb mußten wir jetzt erst ein größeres Sonderkontingent zugewiesen bekommen. Das gelangt an die Tankstellen, und in ein, zwei Tagen werden Sie sich auf den Weg nach Spitak machen können."

3500 Rubel für einen Grabstein:

NANSEN HEISST DER ERSTGEBORENE

Übrigens: Die akuten Spannungen zwischen Aserbaidshan und Armenien rühren schon aus der Zeit vor dem Erdbeben her. Ihren ersten Höhepunkt erreichten sie im Frühjahr und Sommer vorigen Jahres, als Tausende Angehörige jeweils der anderen Nation, die in der benachbarten Republik gelebt hatten, ihren Wohnort verließen und zu ihren „Brüdern und Schwestern" flüchteten.

„An dem verfluchten 7. Dezember kam ich gerade mit einer Fuhre Umzugsgut für armenische Flüchtlinge nach Hause zurück", erzählt uns Samwel Karapetjan, 31jähriger Kraftfahrer in einem Spitaker Bauversorgungsbetrieb. „Vielleicht eine Stunde nach dem Beben war ich hier. Der Kindergarten, wo ich meine sechsjährige Tochter und den viereinhalbjährigen Sohn wußte, ist ein einziges Trümmerfeld gewesen, unser Haus und meine Frau wie vom Erdboden verschwunden. Erst später erfuhr ich, daß sie von ihrem Bruder mit bloßen Händen ausgegraben und schwer verletzt ins Krankenhaus nach Jerewan geschafft worden war. Aber können Sie sich meinen Schmerz vorstellen, als ich zwischen den Steinen dann auch nur noch den Leichnam meiner Tochter und schließlich meines Sohnes fand! Warum mußten sie beide gehen? So vor der Zeit? Keiner konnte mir das sagen..."

Samwel wohnt mit seiner Frau, seinen Eltern, dem Bruder, der Frau des Bruders und dessen Sohn in einem der „russischen Bauernhäuser". Die Miete ist noch kostenlos, sie wird erst festgelegt werden, wenn entschieden ist, ob die Familie in dem Haus bleibt oder eine andere Wohnung zugewiesen bekommt. Die Möbel stammen von der Schwester seiner Frau.

„Uns ist nichts, überhaupt nichts geblieben..."

Hat der Staat dafür Schadenersatz gezahlt?

„Ja, insgesamt 7000 Rubel."

Und die liegen nun auf einem Konto bei der Sparkasse?

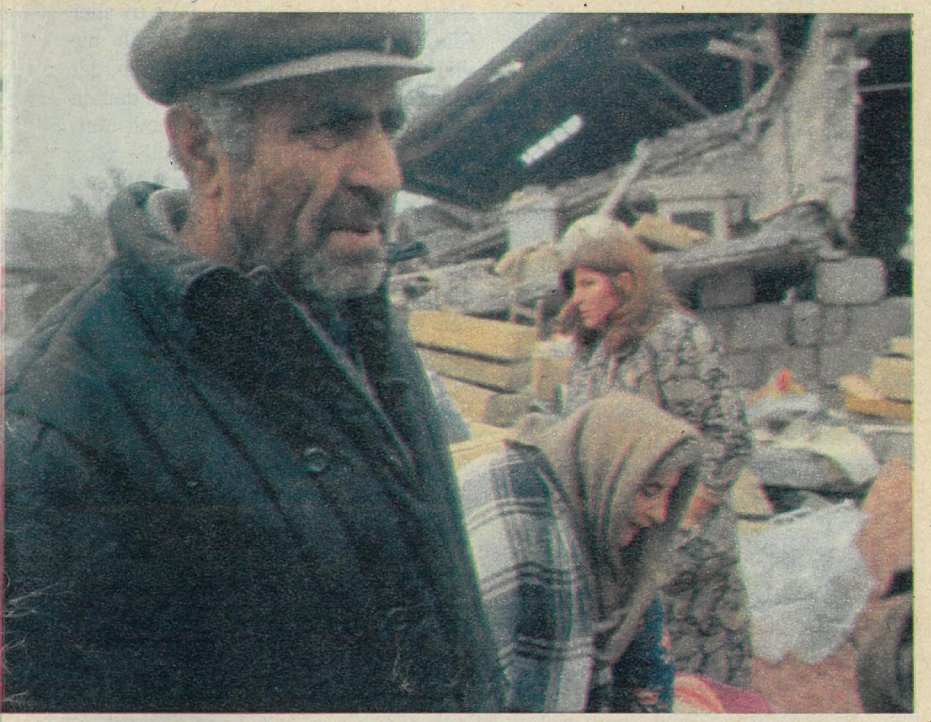
„Nein, nur zur Hälfte. Für die anderen 3500 Rubel habe ich den Grabstein für die Kinder gekauft..."

Die Adresse von Samwels Frau Wartanusch hatten wir in der Entbindungsstation des Spitaker Krankenhauses bekommen. Die 30jährige ist im sechsten Monat schwanger. „Wenn es ein Junge wird, soll er heißen wie unser erster Junge, – wird es ein Mädchen, wie unser erstes Mädchen."

Das Krankenhaus, das man als erstes rechter Hand der Straße erblickt, wenn man von Jerewan nach Spitak kommt, trägt den Namen des Norwegers Nansen. Innerhalb von nur vier Monaten ist es vom Norwegischen Roten Kreuz mit Unterstützung der Liga des Roten Kreuzes errichtet worden. Dem hier Erstgeborenen haben die Eltern den Namen des Norwegers als Vornamen gegeben. „Pro Tag erblicken jetzt drei bis

Fortsetzung auf Seite 8

Spitak, ein Jahr nach dem Inferno: Die Trümmer sind beseitigt, und wenn der Schnee auch manches verdecken mag – die Stadt lebt wieder



Hamlet Pogosjan, damals und heute (oben): der Tischler mit Frau vorm neuen Heim

Die Schaumjan-Straße, nach dem Beben und jetzt (unten): russische Bauernhäuser

Wohnen im Zelt: die gewohnte Umgebung zu verlassen...

vier Neugeborene das Licht der Welt", erzählt Dr. Aschot Dawtjan, der stellvertretende Chefarzt. „Zur Zeit sind bei uns 1100 Schwangere registriert. Wenn man bedenkt, daß von den ursprünglich 60 000 Menschen in unserem Kreis jetzt hier nur noch ungefähr 40 000 leben, und man weiß, daß wir damals vor dem 7. 12. 88 durchschnittlich 700 werdende Mütter in Betreuung hatten, bekommt man eine Vorstellung von dem Lebenswillen der Menschen und ihrer neu aufkeimenden Hoffnung..." In diesem Augenblick stockt die Stimme des Arztes, und Tränen in seinen Augen verbieten mir weiterzufragen.

Später erfahre ich, daß er Tochter und Frau verloren hat und ihm nur noch der 26jährige Sohn geblieben ist, mit dem er nunmehr zusammenlebt...

Zwischen Zuckerfabrik und Stadion:

KEINE EXISTENZFRAGE FÜR HAMLET

Man lebt sehr beengt in Spitak, und das wohl noch für lange Zeit. Dabei ist jeder glücklich, der möglichst viele

WÜRDE WÄCHST AUS

Verwandte um sich sammeln konnte. „Für die kommende Generation wird die Stadt wieder ein Ort der Freude sein", hatte mir der Direktor der Zuckerfabrik gesagt. „Doch für unsere Generation bleibt es immer schwer: zu viele fehlen. Wir sind ein orientalisches Volk, und unser Zusammengehörigkeitsgefühl in der Familie ist nur schwer zu ersetzen..."

Zwischen Zuckerfabrik und Stadion finde ich wieder das Heim von Hamlet Pogosjan. Zur Erinnerung an unsere Reportage vor einem Jahr: Der 55jährige Tischler hatte damals vor den Ruinen seines kleinen Privathäuschens davon geträumt, es wieder instandsetzen und hier weiterleben zu können. „Auf dem Boden der Väter und deren Väter", wie er sagte. Der Traum schien sich nicht erfüllen zu lassen: All die kleinen Häuser, zum Teil erheblicher beschädigt, als ursprünglich angenommen, mußten abgerissen werden. „Wir bekamen eine Unterkunft am anderen Ende der Stadt. Doch mich zog es immer wieder hierher, obwohl in der Zuckerfabrik, in der ich 33 Jahre gearbeitet hatte und sich jetzt nichts mehr tat, keine Arbeit zu finden war. Da fragte ich in der Umgebung nach – und fand eine Anstellung als Bautischler auf dem Lagerplatz hinter dem Stadion. Als dann nach einem halben Jahr die Häuschen hier fertig waren, bekam ich mit meiner Familie eines zugeteilt: nur wenige Meter von der Stelle entfernt, wo wir früher gewohnt hatten..."

Ein Menschenschicksal, das undurchschaubare Spiel glücklicher Umstände? „Nein, man darf sich nur nicht treiben lassen! Die Jungs auf Arbeit sagen immer: Warum bleibst du nicht zu Hause, ruhst dich aus, du hast doch einen Sohn, der gut für dich und deine Frau sorgen kann. Ja, mein Sohn ist ein Goldjunge, wohnt hier mit seiner Frau und seinem Kind bei uns, fährt einen Kran im Betrieb und repariert abends Fernseher. Doch so einfach dasitzen und nichts tun – nein, das wär' nichts für mich..."

Sind Sie glücklich?

„Nun, wir sind froh, daß es uns wieder so gut geht", sagt Hamlet. Und seine Frau ergänzt: „Das einzige, was wir wirklich verloren haben, ist die Gesundheit – wenn nur ein leichter Wind weht, spürt man das gleich in den Knochen, so angeschlagen sind die Nerven..."

Stichwort: verloren. Ich entsinne mich einer Passage in meinem Bericht vor einem Jahr: von der Enkelin, von der nach vielen Stunden des Suchens nicht einmal mehr ein Foto unter den Trümmern zu finden war. Und sehe jetzt die kleine Fotografie auf dem Tischchen an der Wand. Sollte das doch...? „Ja, sie ist es", sagt Hamlet, „Tage später habe ich es noch einmal versucht und Glück gehabt." Und Tränen laufen ihm wieder wie damals übers wettergegerbte Gesicht. Aber ich bin mir nicht sicher, ob es diesmal nicht vielleicht Freudentränen sind...

Kommenden Generationen bleibt zur Erinnerung nur der Friedhof. Längst stehen da, wo vor einem Jahr in aller Eile Gräben gezogen wurden für die vielen Särge, wahre Kunstwerke der Steinmetzkunst. „Niemals mehr darf in diesem Labyrinth aus Granit und Marmor das Gewissen derer zur Ruhe kommen, die aus Pflichtvergessenheit und Bereicherungssucht das ungeheure Ausmaß der Naturkatastrophe verschuldet haben!" sagt mir ein Alter, der mit einer Planierraupe das Gelände vor der Kirche auf dem Hügel über der Grabanlage ebnet. Der Mann, eigentlich in Rjasan zu Hause und dort längst in Rente, wie er mir erzählt, ist hergekom-

Komfortabel, aber nur eine provisorische Lösung: das italienische Dorf in Spitak

men, bei der Bestattung der Toten zu helfen. Er hat auch an der Kirche mitgebaut, die – einzigartig wohl – aus Aluminiumblech errichtet worden ist, wie so selbstverständlich viele Wohncontainer und auch das Krankenhaus unten in der Stadt. Nur neben dem Kirchentor ein felsiger Kreuzstein, jahrhundertealtes Relikt einer an tiefem Glauben orientierten Kultur, trägt nicht den Stempel des Modernen und Vorübergehenden...

Artur erwartet kein Wunder:

MACHT UND OHNMACHT DES MENSCHEN

Wird Artur diesen Hügel je erklettern können? Den 16jährigen Jungen aus Spitak lernte ich im Jerewaner Rehabilitationszentrum kennen. Im März 1989 ist es eröffnet worden, in Zusammenarbeit der Rote-Kreuz-Liga mit dem armenischen Gesundheitsministerium. Dort erfolgt eine Spezialtherapie für Querschnittsgelähmte. Auch Artur gehört dazu, ist während des Unterrichts verschüttet worden und hat seither keine Gewalt mehr über seine Beine. Der Vater hat ihn eine Stunde nach dem Beben ausgegraben, ins Krankenhaus nach Kirowakan gebracht, dann nach Jerewan, wo der Junge operiert wurde.

Artur, was hast du am liebsten gemacht, bevor du verunglückt bist?

„Ich habe jede freie Minute Sport getrieben, oft Fußball gespielt."

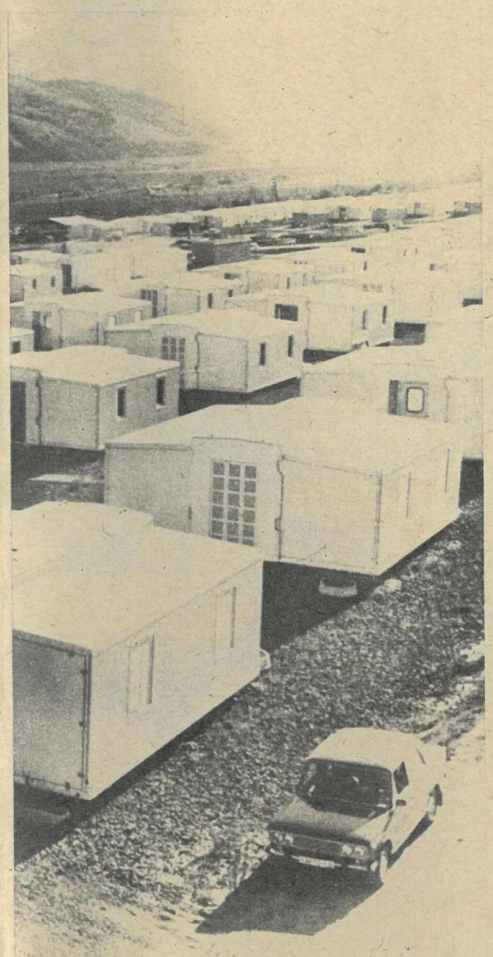
Und was willst du einmal werden, wenn du dieses Krankenhaus verlassen kannst?

„Darüber hab' ich noch nicht nachgedacht."

Wo wirst du leben?

„In Spitak natürlich."

Fortsetzung auf Seite 10



... fällt den Jüngeren leichter: russisches Bauernhaus

WÜRDE WÄCHST AUS WIDERSTAND

Und wirst du wieder gehen können? „Die Ärzte sagen: nein. Doch ich glaub' nicht daran, vorerst jedenfalls nicht..." Sagt es und gibt seinem Rollstuhl einen starken Schubs. Immer schneller verschwindet er damit in dem Korridor, der vor dem Aufzug endet, mit dem er nach oben auf die Station fahren wird, wo ihn der Arzt sprechen will.

Ich weiß, was ihm Dr. Hill, der erfahrene Spezialist aus Australien, sagen wird – er hat es mir gerade zuvor ausführlich erklärt: Daß ein Wunder ausgeschlossen ist und Artur nur im vollen Wissen um des Menschen Macht und Ohnmacht dem Leiden in Würde widerstehen kann!

Zusatzfotos: D. Steinberg (2), AND-ZB/TASS

Artur: mit 16 Jahren schon an den Rollstuhl gefesselt

Wird zur Erinnerung stehengelassen: die Ruine des Fernsprechamtes

Nagelprobe für die Umgestaltung?

Noch in den letzten Tagen des Jahres als „Mann des Jahres", „Politiker des Jahrzehnts" und sogar als „überragende Persönlichkeit des Jahrhunderts" weltweit gefeiert, lächelte Michail Gorbatschow nicht ein einziges Mal während seiner knapp zehnminütigen Fernseh-Neujahrsansprache kurz vor Mitternacht. Er kennt die Stimmung im Lande und weiß, sein Name löst inzwischen auch offenen Widerspruch aus. In Moskau, der privilegierten Hauptstadt, war vor dem Neujahrsfest sogar der Sekt zum Defizit geworden, Champagnerlaune wollte sich deshalb nicht einstellen. In Swerdlowsk im Ural kam es wegen der katastrophalen Versorgung Anfang Januar zu ersten Massenprotesten. Nicht mehr nur das Getriebe der Perestroika knirscht, der ganze Motor heult auf. Während der östliche Teil Europas zum ersten Mal seit dem unter Panzern verblühten Prager Frühling den aufrechten politischen Gang probt, weht scharfer Wind durch Moskauer Zeitungen: „Ein schwerer Schlag gegen die Perestroika" wurde ausgemacht. So reagierte man vielerorts auf den mit absoluter Mehrheit gefaßten Beschluß des 20. Parteitages der Kommunistischen Partei Litauens, künftig selbständig in der Republik zu wirken, doch weiter eng und freundschaftlich mit der KPdSU verbunden zu sein. Die Partei, mit etwa 200 000 Mitgliedern bislang eine der kleinsten nationalen Organisationen im Verband der 20 Millionen sowjetischen Kommunisten, war nach langer Diskussion zu dem Schluß gekommen, nur so im politischen Leben Litauens in Zukunft noch eine Rolle spielen zu können. Das Ziel, Bildung eines unabhängigen, souveränen litauischen Staates ist im Zentrum verständlicherweise überhaupt nicht populär. Ja zum Föderalismus in der Union, aber Einheit in der Partei – so lautet der politische Schlüsselsatz in Moskau. Wird seine Mißachtung in Vilnius wirklich zur Nagelprobe der Umgestaltung? „Wir leben heute in der paradoxen Situation, daß die Verwirklichung der Ideen der Perestroika an den in Jahrzehnten erstarrten Strukturen der Partei scheitert", hatte der Erste Sekretär der Litauischen Kommunisten, Algirdas Brasauskas, von der Tribüne des Parteitages entgegengehalten. Inzwischen ist er in den zentralen Moskauer Medien zumindest optisch durch den Ersten Sekretär des zeitweiligen ZK der KP Litauen abgelöst worden, der jenen Teil von etwa zwei Prozent der Parteimitglieder repräsentiert, die die vom Parteitag beschlossene Lostrennung nicht akzeptieren und weiter im Verband der KPdSU wirken wollen. Ein kluger, argumentationssicherer Genosse, doch es wäre ein Gebot journalistischer und politischer Fairneß, auch die als Separatisten und Spalter gebrandmarkten zu Wort kommen zu lassen – oder werden die Grenzen des Meinungspluralismus schon wieder eng gezogen? So wird man die Massendemonstrationen in Litauen (Foto unten) zur Unterstützung der Mehrheitsentscheidung nicht von der Straße holen. Und der Solidarisierungseffekt in den beiden anderen baltischen Republiken wird eher gestärkt. Vor Ort soll nun auch Michail Gorbatschow zur Beilegung des Konflikts beitragen, nach seinem Besuch will das Parteiforum weiter beraten. Nicht nur in Vilnius weiß man – Art und Weise der Lösung wird Auskunft geben über Richtung und Tempo der Umgestaltung im neuen Jahrzehnt.

Lutz Leichtfuß (Text)
Volkmar Billeb, FW-Archiv (Fotos)

Ein Huhn, das Gold-Eier legt

Auskunft für FREIE WELT gab Fliegerkosmonaut Georgi Gretschko.

Zur Zeit wird viel darüber diskutiert, ob die Kosmosforschung überhaupt rentabel sei. Sie waren selbst dreimal im All, arbeiten an Programmen für neue Flüge. Haben Sie keine Zweifel am Sinn teurer Kosmosprojekte, solange es auf der Erde noch Umwelt-, Ernährungs- und Wohnungsprobleme gibt?

Nein! Der Sinn von Weltraumflügen liegt doch nicht darin, Gelder zu verschwenden, sondern sie einzusparen. Nachrichtenverbindungen über Satellit sind beispielsweise viel billiger als per Kabel hergestellte. Die moderne Meteorologie wäre ohne Kosmos undenkbar – 700 Millionen Rubel Nutzen bringen die kosmischen Wetterprognosen jährlich. Gar nicht zu reden von den Navigationssystemen für die Seefahrt, die helfen, Menschenleben zu retten. Ein exakt erarbeitetes Weltraumprogramm ist hochrentabel. Ich vergleiche die Kosmosforschung immer mit einem Huhn, das goldene Eier legt. Man kann es hungern lassen, aber würde es dann noch legen?

Der Schleier des Geheimnisses, der stets über der Weltraumfahrt lag, wurde inzwischen ein wenig gelüftet. Ist es aber nicht an der Zeit, von den Halbwahrheiten zur vollen Wahrheit überzugehen?

Völlig richtig. Wir brauchen nichts von dem verheimlichen, was im Kosmos vor sich geht. Es gibt nun einmal keine Erfolge, ohne gleichzeitige Mißerfolge. Wir wollten wohl immer besser erscheinen, als wir sind. Wem nützte es denn zum Beispiel, die verunglückte Landung von „Woschod-2“ mit Pawel Beljajew und Alexej Leonow zu vertuschen? Die Landeautomatik hatte damals versagt, die beiden brachten ihr Raumschiff dennoch zur Erde, landeten aber weit entfernt vom vorgesehenen Gebiet in der Taiga. Und während sie dort auf Hilfe warteten, war in der Presse bereits zu lesen, daß der Flug erfolgreich verlief und sich die Kosmonauten im Sanatorium erholen.

Über die Privilegien der Kosmonauten gibt es seit jeher wahre Legenden. Wieviel verdienen Sie?

Erstmal ein Wort zur Arbeit: Sie ist für jeden Kosmonauten äußerst kompliziert, denn im All muß im Prinzip Tag und Nacht gearbeitet werden. Nach einem langen Flug tut das Herz weh, die Nieren, die Gefäße, die Knochen – kein Körperteil scheint mehr richtig zu funktionieren. Nun zur Bezahlung: Als junger Kosmonaut erhielt ich ein Gehalt von 300 Rubel. Nachdem ich meine Doktorarbeit verteidigt hatte, bekam ich 312 Rubel und 50 Kopeken. Heute, als „Kosmonaut erster Klasse“, gibt es noch einen Zuschlag. Neben dem Gehalt werden Prämien für Flüge gezahlt. Maximal 15 000 Rubel.

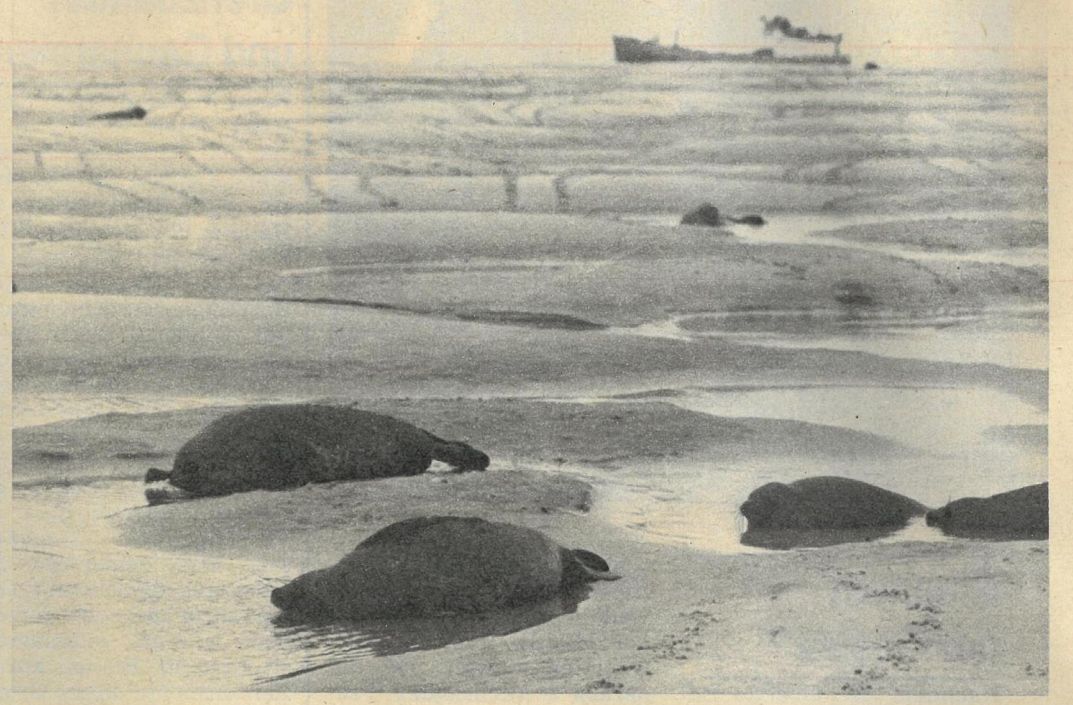
Wie steht es eigentlich um die Vorbereitungen eines bemannten Fluges zum Mars?

Solch ein Flug ist bis jetzt nur theoretisch durchdacht worden. Man kann erst dann etwas Konkretes sagen, wenn ein Programm angenommen ist, wenn der Termin und die genauen Kosten des Vorhabens feststehen. Eins ist jedoch schon jetzt klar: Das Mars-Projekt ließe sich nur gemeinsam verwirklichen – von der UdSSR, Amerika und Europa. Das ist einfach notwendig, weil solch ein Flug ungefähr 50 Milliarden Dollar kosten würde.

Welche gesundheitlichen Voraussetzungen braucht man eigentlich, um sich als Anwärter auf einen Weltraumflug zu fühlen?

Mit der Zeit haben sich auch die Gesundheitskriterien geändert. Im Vergleich zu früher sind sie heute minimal. Während man damals beispielsweise nicht einmal davon träumen konnte, ins All zu fliegen, wenn man einen kleinen Sehfehler hatte, gibt es heute Kosmonauten, die eine Brille tragen. Es werden in Kürze wohl nur noch zwei Anforderungen an die Gesundheit bestehen: Herz und Stützapparat müssen einwandfrei sein. Ich glaube daran, daß sogar die Zeit des kosmischen Tourismus anbrechen wird.

Interview: Irina Gudkowa



Robben-Ruhe

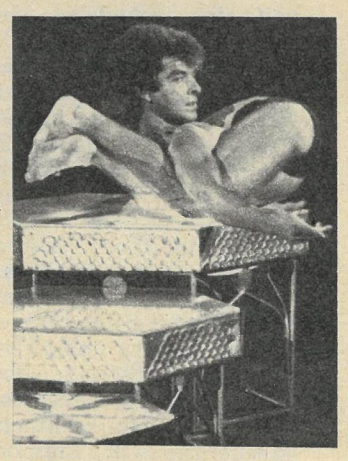
Auf Sandbänken, die sich für jeweils anderthalb Stunden während der Ebbe im Weißen Meer bilden, erholen sich Robben. Ihre Wanderung untersuchen zur Zeit Spezialisten eines Archangelsker Institutes. Zu diesem Zweck fahren sie aufs Meer hinaus, markieren die Tiere und schätzen die Bestände. Auf der Grundlage ihrer Untersuchungen erarbeiten die Wissenschaftler Empfehlungen für Betriebe des sowjetischen Nordens, die sich mit Robbenfang beschäftigen.

Harbin-Haus

Keine Pagode, sondern das „Haus der Freundschaft“ verbirgt sich im chinesischen Harbin hinter diesem der traditionellen ostasiatischen Architektur nachempfundenen Eingangstor. In den fünfziger Jahren von sowjetischen Bauleuten errichtet, wurde es jetzt wiedereröffnet. Im neuen Jahr sind dort die Harbiner zu zahlreichen Veranstaltungen eingeladen.

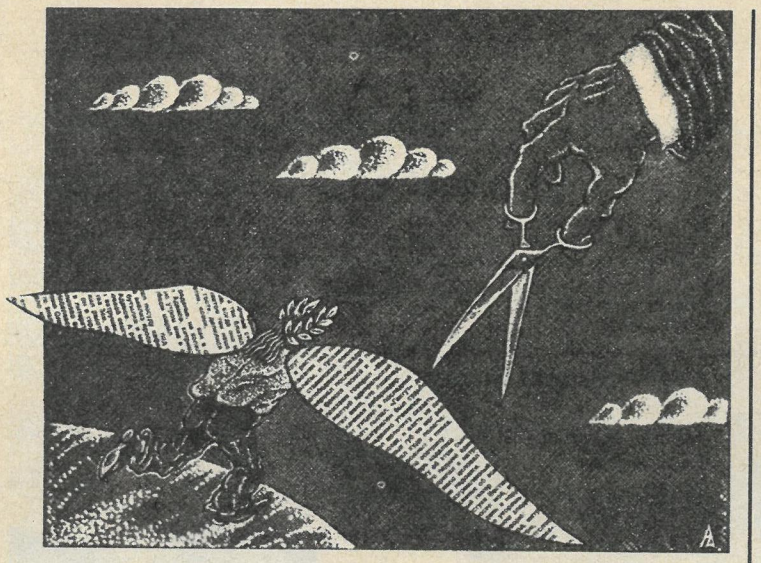
Tour-Training

„Schlangenmensch“ Michail Pliski bereitet sich derzeit mit anderen Meistern der sowjetischen Artistik auf eine Tournee durch Australien vor. Das staatliche Zirkusunternehmen der UdSSR hatte australischen Managern die Möglichkeit gegeben, das Programm selbst zusammenzustellen. Diese verkündeten sofort: „Uninteressante Nummern wird es nicht geben!“



Zirkel-Zeit

Wie Verkehrssünder mit Hilfe von Radarfallen überlistet werden, erfahren diese Kinder in Prešov. In ihrer Arbeitsgemeinschaft lernen sie jedoch nicht nur technisches Gerät, sondern vor allem Verkehrsregeln kennen. Daß Vorbeugen besser als Heilen ist, zeigt sich auch hier: Seit an allen Grundschulen der ostslowakischen Stadt solche Zirkel arbeiten, sind die Unfälle, in die Kinder verwickelt waren, stark zurückgegangen.



Glasnost per Gesetz?

Nachdem der Oberste Sowjet den Gesetzentwurf über die Presse und die anderen Massenmedien in erster Lesung gebilligt hatte, wird er nun in der sowjetischen Öffentlichkeit diskutiert. Das Dokument enthält Garantien für Pressefreiheit und die Rechte der Journalisten und erklärt jegliche Zensur für unzulässig. Es sieht vor, daß die Massenmedien ihre Tätigkeit auf der Grundlage der vollen Selbständigkeit ausüben. Die Volksaussprache zum Gesetzesprojekt verläuft kontrovers. Kontrovers wie bereits die Diskussionen der Abgeordneten zuvor waren. Ein besonders heiß umstrittener Punkt ist das Recht auf die Gründung eines Massenmediums. Der Deputierte Leonid Krawtschenko, Generaldirektor der Nachrichtenagentur TASS, schlug in diesem Zusammenhang vor, die Bestimmungen des Wiener KSZE-Dokuments über das Recht einzelner Personen, Einrichtungen und Organisationen, Informationsmaterialien zu beziehen, zu besitzen, zu zitieren und zu verbreiten, wörtlich zu übernehmen. Des weiteren solle im Gesetz ein rechtlicher Mechanismus der Entmonopolisierung der Massenmedien verankert werden. Er könnte nach Auffassung Krawtschenkos im Rundfunk und Fernsehen darauf beruhen, daß Sendezeit verkauft wird. Solche und ähnliche unorthodoxe Vorschläge werden wohl auch in den nächsten Wochen die Diskussion um das Pressegesetz beleben. Daß diese Diskussion ausufern könnte, befürchten nicht wenige, vor allem die Journalisten selbst. Natürlich ist es notwendig, den Entwurf gründlich zu analysieren, aber bereits zu lange arbeiten die sowjetischen Massenmedien in einem rechtsfreien Raum. Wadim Medwedjew, Sekretär des ZK der KPdSU, machte vorm Obersten Sowjet auf die daraus erwachsenden Probleme aufmerksam:

„Unsere Zeitungen, Zeitschriften, das Fernsehen und das Kino widerspiegeln eine Palette von Meinungen, Positionen, Standpunkten, die noch niemals so breit war wie heute. Niemals spielten die Massenmedien eine solche bedeutende Rolle im Leben unserer Gesellschaft, wurde ihnen soviel Aufmerksamkeit gewidmet. Grundlegend verändert haben sich die Methoden der Leitung. Das frühere System der Administration der Medien wurde im wesentlichen beseitigt – die Zensur hat ihre Funktion verloren. Die alten Formen der Regulierung sind also zerstört worden. Aber, es gibt auch noch keine neuen, die rechtsstaatlichen Prinzipien entsprechen. Unter diesen Bedingungen versuchen einerseits bestimmte Kräfte, das Kommandosystem in der Presse wiederzubeleben. Andererseits schießen sogenannte nicht registrierte, also illegale, Zeitungsausgaben wie Pilze aus dem Boden. Es gibt Hunderte davon im ganzen Land, insbesondere in jenen Republiken, in denen in dieser Beziehung keine Ordnung herrscht. Aber eigentlich kann sie auch gar nicht herrschen, solange das Pressegesetz nicht endgültig beschlossen ist. Deshalb ist seine Diskussion eine äußerst verantwortungsvolle Aufgabe." Diese Verantwortung liegt nun bei jedem Sowjetbürger selbst. Die Volksaussprache wird mit darüber entscheiden, ob die sowjetische Presse zukünftig zu neuen Höhenflügen unter Glasnost-Bedingungen ansetzt oder ob ihr die Flügel gestutzt werden, wie es der Karikaturist der Zeitung „Argumenty i Fakty" befürchtet.

Vitali Gleim

Grenzhandel und Gaunereien

Wenn Markttag ist in Dong Dang, einem Städtchen an der vietnamesisch-chinesischen Grenze, ist das stets ein Fest. Laut rufen die Händler durcheinander, fordern die Kunden auf, gerade ihre Ware zu kaufen. Barfüßige Kinder betrachten neugierig jeden Fremden, während Motorräder vorbeisausen, die hoch beladen sind mit chinesischen Waren. Zehn Jahre ist es her, daß hier Truppen der Volksrepublik China die Grenze überschritten – Vergangenheit. Nachdem sich 1988 beiderseits der Grenzlinie die letzten Soldaten zurückgezogen hatten, begann man, miteinander zu handeln. Binnen kurzer Zeit erreichte dieser Grenzhandel einen solchen Umfang, daß man sich heute in Vietnam kaum noch einen Markt ohne chinesische Güter vorstellen kann. Allein in den ersten sieben Monaten des vergangenen Jahres wurden Waren im Werte von 48 Milliarden Dong ausgetauscht. Dabei hat die vietnamesische Seite ein Negativsaldo von acht Milliarden. Insbesondere die Einwohner der Grenzprovinzen freuen sich über die neue Vielfalt des Warenangebots. Und der Staat? Seine Anweisungen werden oftmals durch Privatpersonen, aber auch durch Betriebe ignoriert. Noch fehlt eine vertragliche Basis für den Handel mit dem großen Nachbarn im Norden. Den Schaden hat die Volkswirtschaft Vietnams. Eine Statistik besagt: In den ersten acht Monaten des Jahres 1989 wurden 1000 Tonnen Honig, genausoviel Kautschuk, eine Million Meter Stoffe, 1200 Tonnen Garn und 1500 Tonnen Reis nach China ausgeführt – Waren, die die Vietnamesen selbst dringend brauchen. Zu denen, die sich am ungesetzlichen Handel beteiligen, gehören auch staatliche Betriebe. Die Hauptverwaltung des Ministeriums für Materialversorgung lieferte beispielsweise 307 Tonnen Eisenblech nach China. Besonders profithungrige Händler demontierten gar Hochspannungsleitungen und verkauften sie ins Ausland. Administrative Maßnahmen allein können das nicht verhindern. Der Grenzhandel ist an und für sich eine gute Sache. Die Ursachen für seine negativen Begleiterscheinungen muß man in Vietnams Wirtschaftsproblemen suchen.

Alexander Rachman

Rehabilitiert nach 50 Jahren

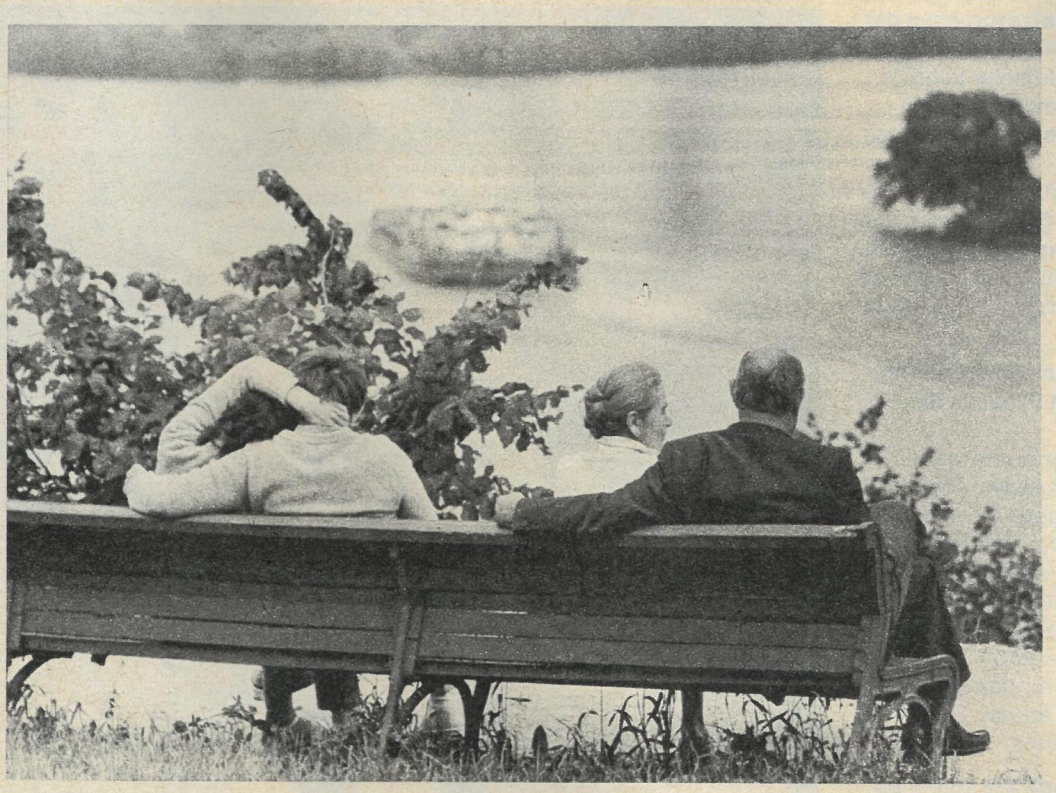
Der sowjetische Dramatiker Michail Schatrow läßt in seinem Stück „Weiter... weiter... weiter!" die ehemalige Führerin der linken Sozialrevolutionäre Maria Spiridonowa sagen: „Im Jahre 1941 wurde ich einige Stunden vor dem Eintreffen der Deutschen in Orjol gemeinsam mit dem Bolschewiken Christian Rakowski erschossen." Doch hier irrt Schatrow. Dokumente belegen: nicht einige Stunden zuvor, sondern 22 Tage vor der Einnahme Orjols durch deutsche Truppen, am 22. September 1941, setzten die Henker Berijas dem Leben des ersten Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare der Ukraine Christian Rakowski ein Ende. Das Schicksal Rakowskis ist eng mit der Ukraine verflochten. Der gebürtige Bulgare wird 1919 zum Vorsitzenden der Regierung der Ukraine gewählt. Unser Foto zeigt ihn (Mitte) während der Feierlichkeiten zum 1. Mai 1919 in Kiew. Die Unterschriften Rakowskis stehen unter der ersten Verfassung der Ukrainischen SSR, unter einer Vielzahl von Gesetzen. Besonders widmete er sich den nationalen Problemen der Ukraine. Mit der Zeit geriet er bezüglich seiner Gedanken zur Nationalitätenpolitik der UdSSR in Gegensatz zu den Auffassungen Stalins. Der zog ihn kurzerhand aus der Ukraine ab und versetzte ihn 1923 in den diplomatischen Dienst. Auch dort erwarb sich Rakowski große Verdienste. 1927, auf dem XV. Parteitag der KPdSU, schließt man Rakowski und 75 andere „aktive Trotzkisten" aus der Partei aus. War er wirklich ein Trotzkist? Eine eindeutige Antwort darauf gibt es noch nicht. Doch den Austausch der Leninschen ökonomischen und nationalen Politik durch den Stalinismus durchschaute Rakowski. Wenn man dazu noch den persönlichen Haß Stalins berücksichtigt, dann werden auch die Verhaftung und Verbannung im Jahre 1927 und die erneute Verhaftung 1937 erklärlich. Acht Monate lang verweigerte er jede Aussage, acht Monate lang wollte er weder sich noch andere verleumden. Doch auch seine moralischen und physischen Kräfte hatten ihre Grenzen. 20 Jahre Freiheitsentzug – so lautete das Urteil im Moskauer Prozeß 1938. ... Nach 50 Jahren widerrief das Plenum des Obersten Gerichts der UdSSR das Urteil gegen die Teilnehmer des „antisowjetischen rechtstrotzkistischen Blocks" und schloß die Angelegenheit wegen Nichtvorhandenseins eines Verbrechens ab. Unter den Rehabilitierten war auch Christian Rakowski.

Ljudmila Markitan

Feste feiern auch bei Frost

Im kalten Winter werden in Bulgarien die heißesten und meisten Feste gefeiert. Der Nikolaustag eröffnet diesen Reigen. Die Tradition verlangt es von der Hausfrau, daß sie aus diesem Anlaß einen Karpfen auf den Tisch stellt. Das Feiern nimmt im Dezember und Januar auch deshalb kein Ende, weil die Nikolas, die Christos, die Wassilis, die Stefans und die Jordans ihren Namenstag begehen. Wie es der Zufall so will, gehören diese Namen zu den beliebtesten und damit verbreitetsten Namen im Lande. Im modernen Bulgarien dient Weihnachten den Familien als willkommener Anlaß, sich im Kreise von alt und jung zu treffen. Das Menü steht aber überall von vornherein fest: weiße Bohnen als bulgarisches Nationalgericht. Dazu kommen mit Reis gefüllte, rote Paprikaschoten sowie Kompott aus getrockneten Pflaumen und Äpfeln. Mit Spannung wird auch immer die erste Verkostung des Heurigen von den Erwachsenen erwartet. Der vergangene Jahreswechsel hat es wiederum bestätigt: Das Neujahrsfest bleibt die Nr. 1 in der Beliebtheitsskala aller Feten. Märkte werden aufgebaut, auf denen Geschenke angepriesen werden. Und wo Menschenmassen sind, da fehlen auch die Imbißbuden nicht. In der Nacht zum neuen Jahr pflegen die Bulgaren immer das Stückchen Aberglauben, was wohl in jedem Menschen wohnt. Es läßt wohl keinen kalt, was er auf seinem Kismet zu lesen bekommt. Das sind kleine Zettelchen, die in einem Blätterteig eingebakken werden. Darauf stehen alle guten Wünsche wie Gesundheit, Liebe oder Wohlergehen. In diesem Jahr haben sicher viel mehr Bulgaren an die Erfüllung der Prophezeiungen geglaubt als in der jüngeren Vergangenheit. Die erste Nacht im Januar sehnen alle Kinder als die Nacht der Nächte herbei. Mit einer liebevoll gestalteten Rute traktieren sie die Rücken all der Erwachsenen, derer sie habhaft werden können. Natürlich vergessen sie zwischen den Schlägen nicht, herzliche Glückwünsche auszusprechen. Mit Kuchen, Obst oder auch Geld setzen die Großen dem Treiben dann ein Ende. Die Freigebigsten waren auch in diesem Jahr – wie könnte es anders sein – die Omas und Opas.

Agnes-Sofia Presowa



Ehe, wem Ehe gebührt

Jung gefreit, und schon hält sie Ausschau (Foto rechts). Nach wem wohl? Ein fotografischer Schnappschuß auf den Moskauer Leninbergen, zu denen es täglich viele Jungvermählte zieht. Was erhoffen, was erträumen sie? Die Zeitschrift „Ogonjok“ und das Allunionsinstitut für Meinungsforschung befragten Junge und Ältere nach ihren Ansichten zu Ehe und Familie. Rund 85 Prozent von ihnen bejahten die Ehe und die Gründung einer Familie. Warum? So forschten die Befrager weiter. Hier offenbart sich ein ganzes Spektrum von Gründen. Die Liebe ist ein seltsames Spiel... 26,3 Prozent setzen auf Ehe und Familie, um nicht allein zu sein. 44,8 Prozent ergänzen: um einen Menschen zur Seite zu haben, der einem Hilfe und Unterstützung in jeder Lebenslage gibt. Über 56 Prozent der Befragten begründen die Ehe mit dem Wunsch nach Kindern. 7,1 Prozent setzen auf die Ehe, um einen ständigen Sexualpartner zu haben. Da Ehe und Familie neben ihren Sonnen- auch ihre Schattenseiten besitzen, wollten die Meinungsforscher ergründen, welche negativen Seiten das Familienleben mit sich bringt. 44 Prozent sehen die Arbeit, um den materiellen Wohlstand der Familie zu sichern, als eine Last an. Das Familienleben behindert die berufliche Entwicklung meinen 7,8 Prozent, 17,9 Prozent stört das alltägliche Ehe-Einerlei, und 20,7 Prozent sehen in der Familie gar eine Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit. Und wie verhalten sich die befragten Bürger zum Zusammenleben von Mann und Frau ohne Trauschein? 34,2 Prozent sehen darin kein Problem, allerdings halten 22,5 Prozent das für unzulässig. 33,6 Prozent wollen das von Fall zu Fall beurteilen. Diese Einstellung zieht sich durch die Antworten. Die Mehrzahl will nicht pauschal urteilen, sondern immer am Konkreten. So meinen 72,4 Prozent zu Frauen, die uneheliche Kinder zur Welt bringen: Es gibt eben Situationen im Leben... Es gibt im Leben verschiedene Situationen, sagen auch 53,6 Prozent, danach befragt: „Was sagen Sie zu einem Mann, der seine Frau wechselt?“ „Und was sagen Sie zu einer Frau, die ihren Mann wechselt?“ Da sind es 48,7 Prozent, die sich auf die „verschiedenen“ Situationen im Leben beziehen. Gleichzeitig verurteilen es 39,6 Prozent der Befragten, wenn Männer die Frauen wechseln, aber 46,9 Prozent, wenn es eine Frau zu einem anderen Mann zieht.

Wladimir Petrow

● Kurz berichtet

Eine Deutsche Kulturgesellschaft haben Sowjetdeutsche in Leningrad gegründet. Hauptaufgabe der Gesellschaft ist die Förderung des Unterrichts in der deutschen Sprache für alle Interessenten. Dazu werden in der zu Lebzeiten des Zaren Peter I. gegründeten „Peterschule“, in deren Gebäude sich heute eine englischsprachige Schule befindet, wieder deutschsprachige Klassen den Unterricht beginnen. Auch deutsche Kindergärten sollen in der Newa-Stadt eingerichtet werden. Die bislang einige hundert Mitglieder der Gesellschaft wollen ferner bei der Pflege und Bewahrung des deutschen Kulturerbes in Leningrad, darunter von Architekturdenkmälern, mitwirken. So ist daran gedacht, die Lutherische Kirche St. Peter am Newski Prospekt aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu restaurieren.

Das Christentum wird in China immer populärer. Vor allem Jugendliche gehen häufiger als früher in die Kirchen, meist aus Neugier. Nach offiziellen Statistiken hat die katholische Kirche 3,4 Millionen Anhänger, die protestantische 4 Millionen. Besonders in ländlichen Gebieten betätigen sich selbsternannte Prediger, die ihre verworrenen Vorstellungen vom Christentum mit dem Volksglauben verbinden.

Die Regierung der Ukraine hat beschlossen, eine Reihe von bisher „geschlossenen“ medizinischen Einrichtungen der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Aus der Poliklinik für leitende Funktionäre in Kiew soll ein Republik-Zentrum für den Gesundheitsschutz von Mutter und Kind eingerichtet werden. Im Sanatorium „Smena“ an der Schwarzmeerküste entsteht eine Kureinrichtung für Kinder aus Tschernobyl. Ein Sanatorium für Waisenkinder wird im einstigen Erholungsheim des Kiewer Stadtsowjets eröffnet.

Das geringste Bevölkerungswachstum seit 1949 wurde 1989 in der Volksrepublik China registriert. Dennoch wird nach Ansicht von Experten die Einwohnerzahl Chinas zum Ende dieses Jahrhunderts 1,25 Milliarden erreichen oder eventuell sogar übersteigen.

Redaktion: Andreas Böttcher; Fotos: AP, TASS, ADN-ZB/CTK, „Durch die Sowjetukraine“; Zeichnung: A. Dorofejew

– Herr Bahr, dem neuen Grundsatzprogramm der SPD wurde eine deutschlandpolitische Erklärung nachgereicht, in der die SPD praktische Schritte auf dem Weg zur europäischen und deutschen Einheit beschreibt. Wieso kam es zu einer gesonderten Erklärung?

Die wesentlichen Eckpunkte dieser Erklärung stehen erst seit sechs Wochen. Sie geht aus von den aktuellen Ereignissen. Das Grundsatzprogramm, das auch sicherheitspolitische Passagen enthält, entstand in einer jahrelangen Diskussion.

– Lassen sich außenpolitische und längerfristige Konzepte bei der gegenwärtigen Dynamik der Tagesereignisse formulieren?

Sie müssen es. Grundsatzprogramme sollen ja mindestens in zehn Jahren noch lesbar sein. Deshalb kann man die Vorstellungen, die die SPD vor Jahren entwickelt hat und die sich unter den Gesichtspunkten – gemeinsame Sicherheit, Sicherheitspartnerschaft, strukturelle Angriffsunfähigkeit – zusammenfassen lassen, noch als aktuell bezeichnen. Das einzige, was bis heute dazugekommen ist, niemand kann das mehr als Utopie bezeichnen. Wir stehen an der Schwelle, die Vorstellungen zu verwirklichen.

– Das Haus Europa, von dem auch Sie sprechen: Wie soll darin die Sicherheit seiner Bewohner aussehen?

In all diesen Entwicklungen habe ich nie den Blick dafür verloren, um jetzt im Bild zu bleiben, ich ziehe nicht in ein Haus, in dem einige seiner Bewohner mit den Fensterscheiben klirren. Ich ziehe nur in ein Haus, von dem ich weiß, daß sein Fundament sicher ist. Das Fundament des europäischen Hauses ist die europäische Sicherheit. Heute noch die Blöcke. Morgen schon ein europäisches Sicherheitssystem. Was die Truppen angeht, es wird Truppen geben, die die Großmächte, genau wie alle anderen, als Kontrollorgan haben. Dann gibt es über diesem Haus das Verhältnis der Großmächte zueinander. Der strategische Schirm, wenn Sie so wollen. Der wird durch die strategischen Waffen da sein.

– Sie treten für eine Auflösung der Blöcke ein. Auf der anderen Seite verteidigen Sie die Zugehörigkeit der BRD zur NATO auf längere Sicht. Ist das nicht ein Widerspruch?

Das sehe ich anders. Erstens müssen wir uns im Ablauf der Ereignisse klar sein. Als die SPD dem Beitritt zur NATO zustimmte, haben wir uns auf den Boden der von anderen geschaffenen Tatsachen gestellt. Die Bündnisse gibt es noch. Sie sind nur aufzulösen, wenn ich dafür ein gesamteuropäisches Sicherheitssystem schaffe.

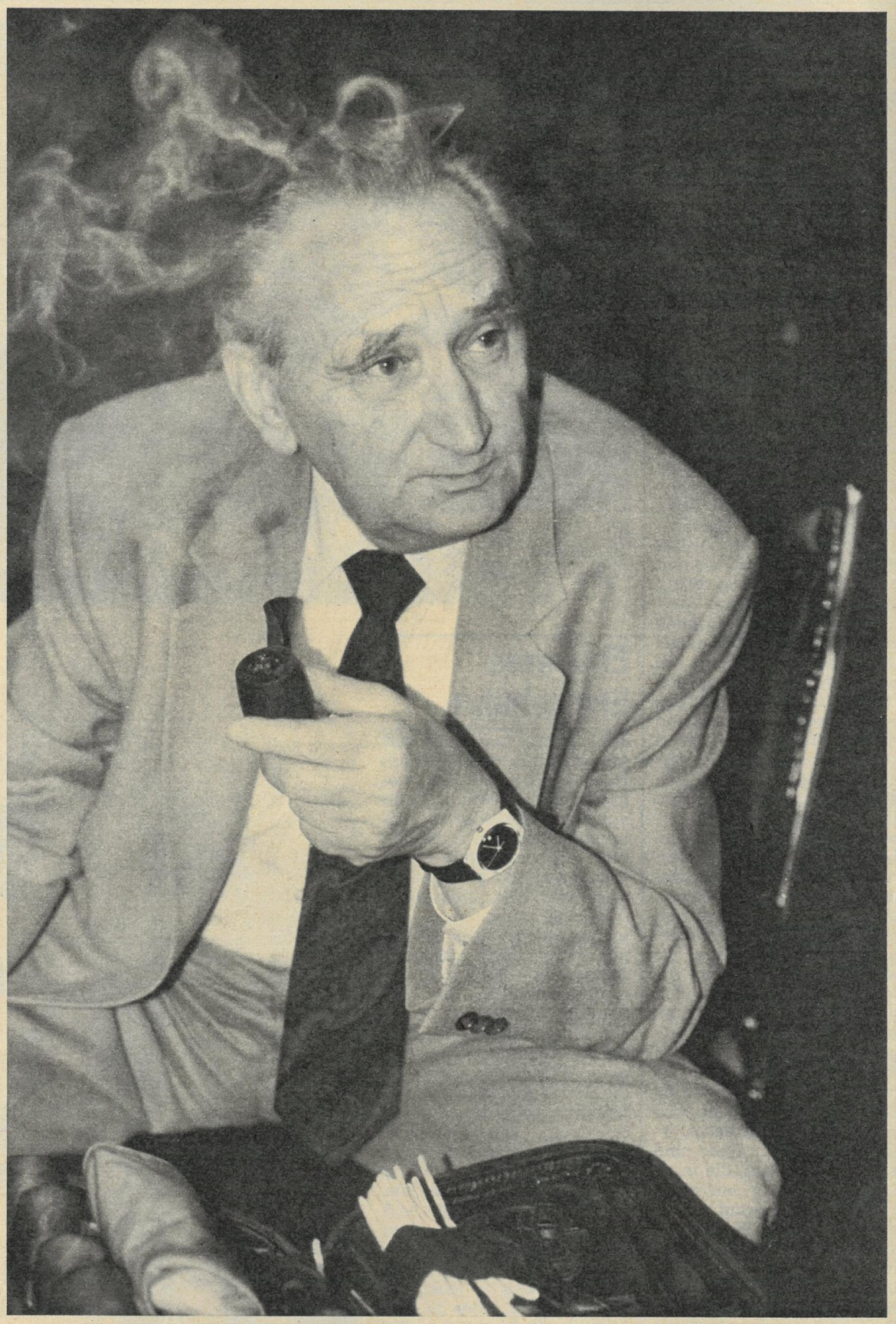
– Welche Bedingungen müssen dafür erfüllt sein?

Man wird nach meiner Auffassung folgende Entwicklung ins Auge fassen: In diesem Jahr haben wir Wien I. Wir werden damit hoffentlich das erste Abkommen erreichen. Dieses wird die Beseitigung der Überlegenheiten bedeuten. Dann müssen sofort die Verhandlungen für ein zweites Wien vorbereitet und begonnen werden. Das zweite Wiener Abkommen sollte dazu führen, den Endzustand der Sicherheit in Europa zu formulieren und zu vereinbaren. Damit werden beide Blöcke überflüssig. Sie haben ihre Aufgabe erfüllt.

– Wie weit ist es dann noch bis zum europäischen Sicherheitssystem?

Zeitlich wird sich da niemand festlegen. Auch ich nicht. Man muß sich im KSZE-Rahmen zusammensetzen und ein System ausarbeiten, in dem jeder der dortigen Staaten die gleichen Rechte und Verpflichtungen übernimmt. Ein Helsinki II also.

– Das ist für Sie keine Vision mehr?



Vor zwei Jahren, als ich dieses Modell entwarf, war es das. Damals haben einige gesagt: Der spinnt. Heute sagt man: Jawohl, so muß es geschehen.

– Die SPD tritt für die Idee „Vereintes Europa" ein, dem die Nationalstaatlichkeit untergeordnet wird. Doch gerade die nationale Identität ist doch für viele Staaten und Regionen ein Thema?

Nationalstaatlichkeit kann auf Dauer nicht unser Ziel oder unser Ideal sein. Eine Frage ist entscheidend: Welche Identität bekomme ich für die Nation oder Region im europäischen Verbund. Ich empfinde das nicht als Gegensatz. Ich sage nur: „Deutschland, Deutschland über alles" wird es nicht mehr geben. Wenn ich dem zustimme, kann ich auch nicht sagen: „Estland, Estland über alles". Oder Armenien. Ein übersteigerter Nationalismus paßt nicht mehr in unsere Zeit. Die Entwicklung, die in Europa heute stattfindet – wirtschaftlich, soziologisch, sicherheitsmäßig –, ist Europäisierung und nicht Isolierung einzelner Teile.

– Welche Gefahr für diesen Prozeß sehen Sie in den Nationalitätenkonflikten in der Sowjetunion?

Es nützt nicht viel, wenn wir darüber reden. Entscheiden muß das die sowjetische Regierung. Ich kann verstehen, wenn Nationen, die sich lange Zeit unterdrückt gefühlt haben, erst einmal ihre nationale Identität bekommen wollen. Und da gibt es eine Reihe von Ansätzen, autonome Konstruktionen zu schaffen. Aber wo kommen wir denn hin, wenn in Litauen die Grenzfrage gegenüber Polen gestellt wird. Da könnte ja auch Polen ankommen und mit der Sowjetunion diskutieren. Das Rezept kann nicht sein, Grenzen zu verschieben. Das Konzept kann nur sein, die bestehenden Grenzen so zu gestalten, daß sie die Völker nicht mehr bei ihrer Zusammenarbeit behindern.

Egon Bahr ist der Ost- und Sicherheitspolitik-Experte der SPD. Als Staatssekretär im Bundeskanzleramt führte er Anfang der 70er Jahre erste Sondierungsgespräche in Moskau. Die sogenannten Ostverträge kamen zustande. Anzeichen einer wirklichen Entspannung in Europa. Auch in der Folgezeit gibt es kein Papier der SPD, das in sicherheitspolitischen Passagen nicht die Handschrift Egon Bahrs trägt. Zum Jahresausklang stimmte die SPD auf ihrem Parteitag in Berlin (West) über ein neues Programm ab. Eine deutschlandpolitische Erklärung „Die Deutschen in Europa", von Egon Bahr entwickelt, wurde durch die Delegierten verabschiedet. FREIE WELT sprach mit dem heute 67jährigen.

Wandel durch Nähe

– Als Militärmacht hat die Sowjetunion eine besondere Verantwortung bei der Abrüstung. Kann sie diese Rolle auch auf einem gemeinsamen Wirtschaftsmarkt spielen?

Ein sowjetischer Gesprächspartner hat vor kurzer Zeit formuliert: Einer der großen Fehler, die man in der Sowjetunion gemacht hat, war, sich abzuschließen vom Weltmarkt. Das heißt, die Aufgabe ist es, eine Entwicklung einzuleiten, durch die die Staaten Osteuropas in den Weltmarkt einbezogen werden. Das bedeutet nicht Ausverkauf. Es geht doch nicht um die Erörterung der Eigentumsfrage, was Grund und Boden oder die Produktionsmittel betrifft. Es geht darum, daß die Fabriken funktionieren. Wenn das nicht klappt, kann anderes Kapital helfen, aber nicht schaden. Durch die Abrüstung wird natürlich wissenschaftliches und wirtschaftliches Potential frei. Aber die Sowjetunion wird auf Jahrzehnte zu tun haben, um den eigenen Nachholebedarf durch die freiwerdenden Kräfte zu decken.

– Während in den anderen osteuropäischen Ländern der Prozeß der Demokratisierung immer rasanter fortschreitet, scheint er in der Sowjetunion zu stagnieren. Wie erklären Sie sich dieses Phänomen?

Es ist unbestreitbar, daß sich die Vorgänge in Osteuropa gegenseitig beeinflussen. Aber ich bin überhaupt nicht überrascht von den Unterschieden, die sich entwickeln. Die Staaten im Vorfeld der Sowjetunion haben schon eine demokratische Tradition. Sie dürfen nicht vergessen, eine demokratische Tradition hat es im früheren Rußland nicht gegeben. Die Unterschiede in der Schnelligkeit der Perestroika werden noch größer. Dieses Land Sowjetunion kann, wie wir gesehen haben, nicht von heute auf morgen auf Pluralismus gehen. Der Pluralismus entwickelt sich dort aus einer Partei heraus. Das wird noch eine Weile dauern.

– Sie verstanden Ihre Ost- und Sicherheitspolitik immer als ein Mittel zur deutschen Einheit. Wie stehen Sie, angesichts der jüngsten Ereignisse, heute zu dieser Frage?

Laßt uns nicht den fünften Schritt vor dem ersten tun. Laßt uns jetzt die DDR wirtschaftlich konsolidieren, die Vertragsgemeinschaft beginnen. Wenn das funktioniert, kann man überlegen, wie die Konföderation aussehen könnte. Dann werden wir das europäische Sicherheitssystem kriegen. Und dann sollen die Deutschen entscheiden, was sie wollen. Die Europäer werden dann keine Angst mehr haben.

– Kann man die Begriffe Vertragsgemeinschaft und Konföderation an praktischen Beispielen festmachen?

Ziel der Konföderation ist es, eine gemeinsame Politik und Gesetzgebung zu entwickeln. Ich stelle mir das auf den Gebieten der Wirtschaft, der Sozialpolitik, der Umwelt, des Verkehrs, der Energie, des Post- und Fernmeldewesens und der Kultur vor. Dafür sind notwendige paritätisch besetzte Kommissionen zu bilden. Sitz der konföderativen Organe sollte Berlin sein. Die Vertragsgemeinschaft ist eine Vorstufe zu einer Konföderation mit gemeinsamen Gremien, Institutionen und Konferenzen.

– Glauben Sie nicht, daß sich damit doch die Angst der anderen Staaten erhöhen wird?

Die Schaffung solcher Strukturen beansprucht einen längeren Zeitraum. Nur wenn ich die beiden Blöcke durch ein Sicherheitssystem ablöse, kann ich überhaupt anfangen, über deutsche Einheit nachzudenken, die nicht zu einer Bedrohung für unsere Nachbarn wird. Die beiden deutschen Staaten oder was immer das dann ist, sind eingeordnet in die Blöcke. Es gibt keine Neutralität, ich kann nicht rausgehen, ich kann keine Sonderregelung schaffen.

– Einheit sowie gemeinsame Politik setzen voraus, daß man sich mit allen gesellschaftlichen Kräften in wichtigen Fragen austauscht. Es hat Irritationen gegeben durch Äußerungen führender SPD-Politiker, die SED-PDS sei kein Gesprächspartner mehr.

Hier muß man zwei Dinge unterscheiden. Das erste ist: Wir haben die SED gehabt, als Staatspartei, die sich den Staat wirklich zu eigen gemacht hat. Macht war gleichbedeutend mit Partei. Wenn ich was bewirken wollte, mußte ich mit der SED reden. Der Mann hieß ja auch in dieser Reihenfolge – Generalsekretär und dann erst Staatschef. Heute besteht eine völlig veränderte Situation. Die SED ist eine Partei unter anderen. Sie haben einen sich entwickelnden Parteienpluralismus in der DDR. Und eine sozialdemokratische Partei. Da ist es doch selbstverständlich, daß ich zu meiner Schwesterpartei die engsten Beziehungen entwickele. In allen anderen Ländern macht das die SPD so.

– Also hat das Grundsatzpapier zur Kultur des politischen Streits, das SED und SPD erarbeiteten, keinen Wert mehr?

Wir werden doch nicht so verrückt sein und mit unserer Tradition brechen. Wir sind eine Partei des Dialogs und bleiben es. Das schließt alle Reformkräfte in der DDR ein. Wir werden niemanden aus dem Dialog ausgrenzen. Sicherheit und Frieden bleiben Priorität, und das Streitpapier ist für mich nach wie vor gültig.

– Das heißt, auch die Grundwertekommission SPD-SED arbeitet weiter?

Das weiß ich nicht. Denn wir haben ja jetzt Parteienpluralismus. Aber das Papier ist doch ein Stück Geschichte und nicht nur ein Papier gültig für zwei Parteien. Es ist auch interessant für Staaten in Ost und West. Beim Treffen von Bush und Gorbatschow in Malta wurde im Prinzip nach dem Papier gearbeitet – Sicherheit zuerst, trotz ideologischer Differenzen.

– Herr Bahr, Sie haben lange Jahre mit führenden Politikern der SED zusammengearbeitet. Berührt es einen Politiker, wenn er den Gesprächspartner in Untersuchungshaft weiß?

Na selbstverständlich. Ich will Ihnen was sagen: Ich habe zum Beispiel zu Hermann Axen persönliche Beziehungen entwickelt, die sind durch diese Ereignisse überhaupt nicht berührt. Ich habe Achtung vor diesem humanistisch gebildeten Mann. Bei allem, was geschehen ist. Ich bin schockiert, daß man nun plötzlich in die umgekehrte Richtung geht. Herr Gysi tritt ja dafür ein, Rechtsbewußtsein zu entwickeln. Hier darf niemand verurteilt werden, der nicht angehört wird.

– Neben Ihrer Arbeit für die SPD in Bonn leiten Sie das Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität in Hamburg. Womit beschäftigt sich das Institut?

Ich habe einmal gesagt, Friedenspolitik muß sich auf Friedenserziehung und Friedensforschung stützen. Und das wollen wir. Wir fertigen eine ganze Reihe Studien an, um wissenschaftlich durchzudeklinieren: Was ist gemeinsame Sicherheit, und was ist die Aufgabe der beiden deutschen Staaten darin? Wie sieht der sicherheitspolitisch gewünschte Endzustand in Europa aus? Das sind kombinierte Themen unserer Forschung.

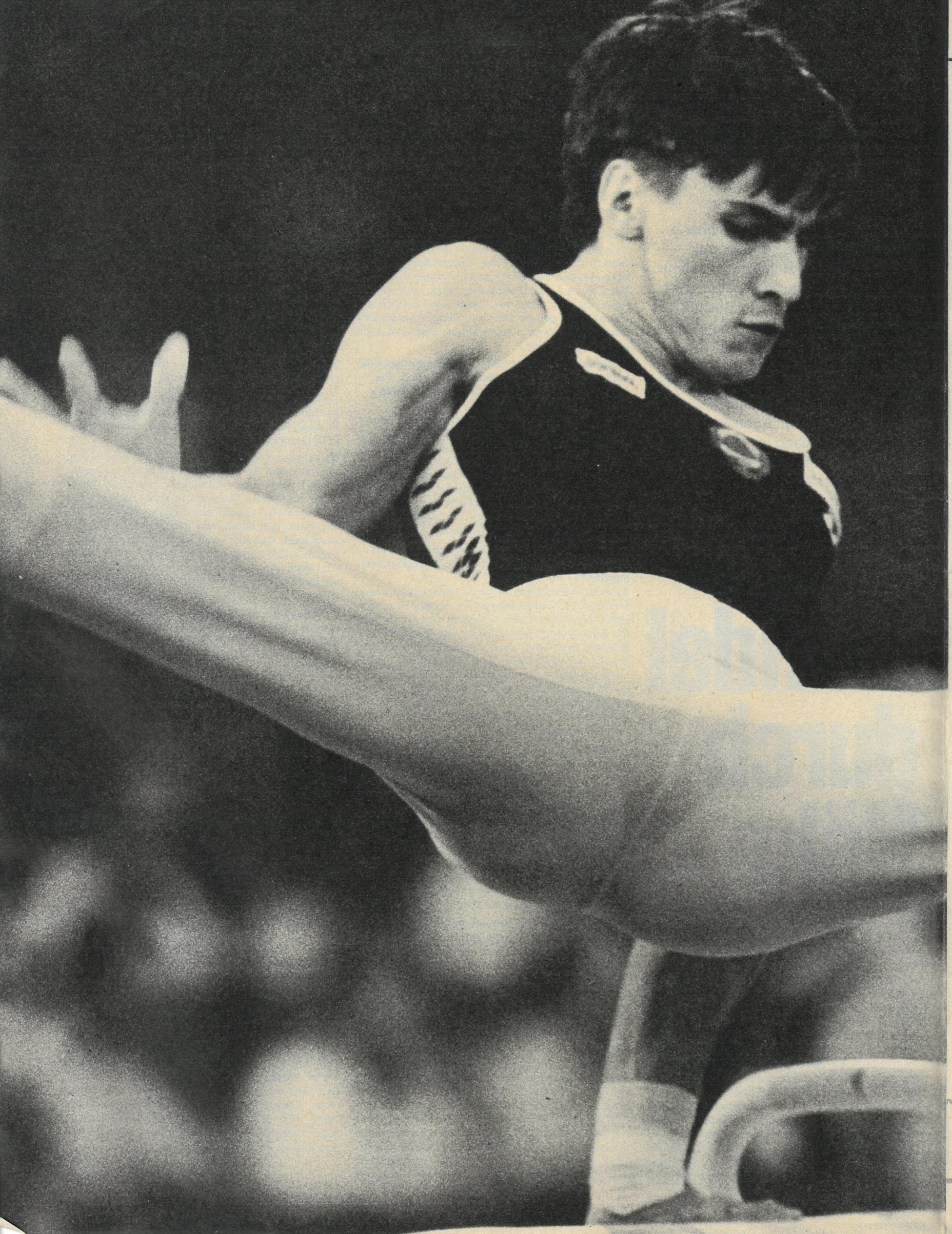
– Woher rührt Ihr politisches Interesse für die Ost- und Deutschlandproblematik?

Ich bin wenige Kilometer hinter der Grenze in Thüringen, in Treffurt, geboren. Meine Kindheit brachte ich in Torgau zu, später zog ich nach Berlin. In Berlin-Weißensee habe ich mein erstes Mädchen geküßt, die erste Zigarette geraucht. Wenn ich heute von Hamburg nach Berlin fahre oder, was seltener ist, über Eisenach, habe ich das Gefühl, ich komme nach Hause.

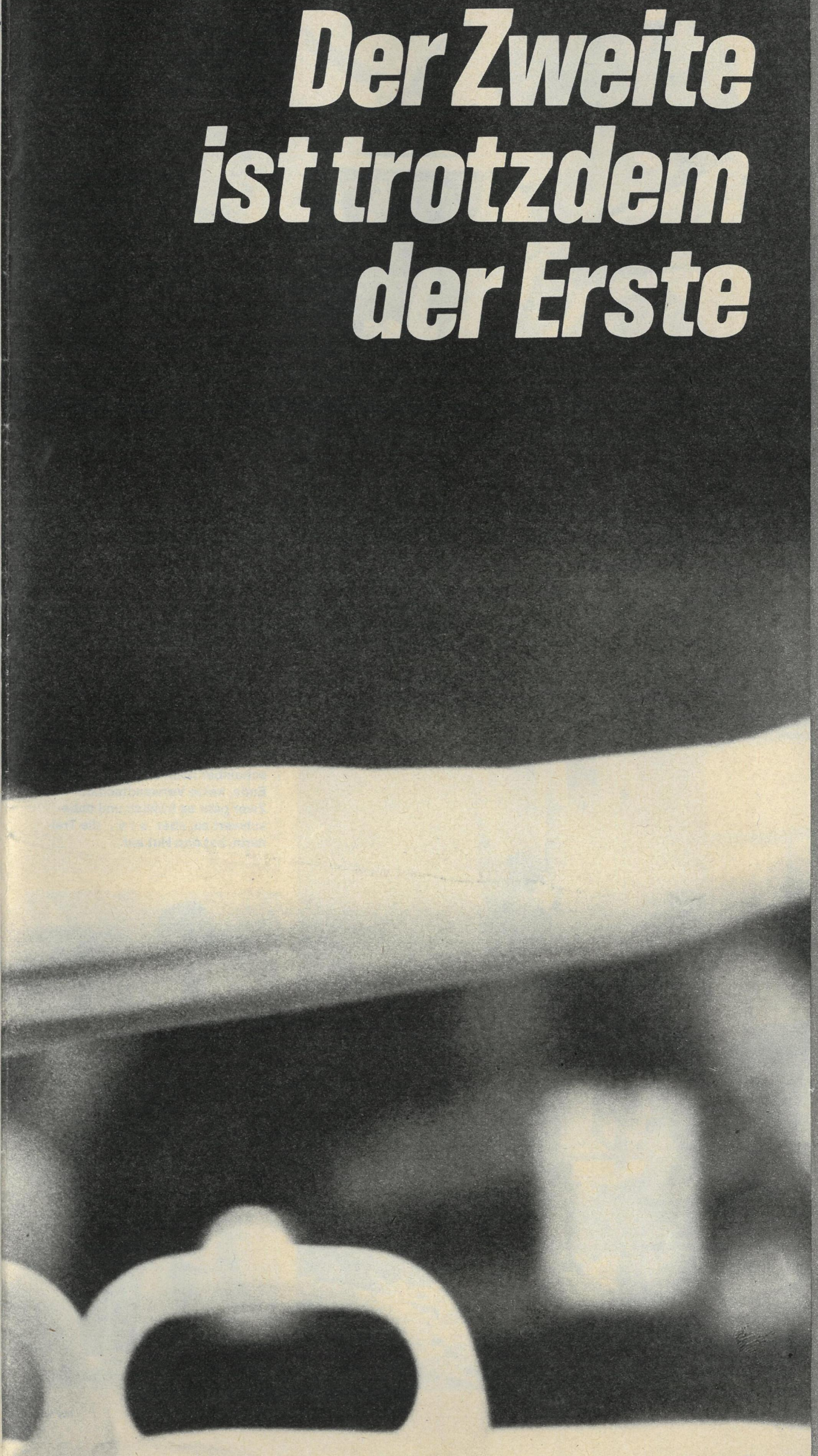
– Ihre politische Karriere begann, wenn man so will, mit einer Rede in der Evangelischen Akademie in Tutzing. Das war 1963. Damals prägten Sie das Motto: „Wandel durch Annäherung". Ist dieser Ausspruch noch aktuell?

Mit dem Freundschaftsvertrag zwischen der DDR und der Sowjetunion 1964 rückte für mich eine Annäherung endgültig in weite Ferne. Ich lehnte diesen Ausspruch als veraltet ab. Heute ist er für mich wieder aktuell. Ich könnte höchstens abwandeln und sagen: Wandel durch Nähe. Wir müssen die Nähe der beiden deutschen Staaten organisieren, dann werden wir den Prozeß verwandeln können.

Lars Keil führte das Gespräch,
Uwe Völkner fotografierte



Der Zweite ist trotzdem der Erste



Als der Turner Valentin Mogilny zur Weltmeisterschaft '89 nach Stuttgart kam, war er soeben Vater geworden. Lange zuvor hatten sich er und seine Frau, die ehemalige Welt- und Europameisterin Olga Bitscherowa, darauf geeinigt, daß ein Sohn Aljoscha (Alexej), eine Tochter Nastja (Anastasia) heißen sollte. Es wurde ein Junge, also Aljoscha. Fast auf den Tag genau war auch Olgas beste Freundin, die attraktive 1983er Mehrkampf-Weltmeisterin Natalja Jurtschenko, stolze Mama geworden. Verheiratet mit dem Moskauer Dynamo-Fußballer Igor Skljarow, schenkte sie einem Mädchen das Leben. Gleichsinn zweier Damen, die schon immer ein Herz und eine Seele gewesen sind. Hochzeit machen „im eigenen Haus" ist in der Gilde der sowjetischen Turner nichts Außergewöhnliches. Erinnert sei nur an die Muratows, Sofia und Valentin. Oder an Ljubow Burda und Nikolai Andrianow. Oder an Larissa Petrik und Viktor Klimenko. Allesamt waren sie Olympiasieger und Weltmeister! Mit der Zeit bürgerte sich ein, daß die berühmten Frauen ihre berühmt gewordenen Mädchennamen behielten, so auch Olga Bitscherowa als Frau Valentin Mogilnys. „So kennt man mich besser", sagte Larissa Petrik einmal dazu. Nur die Muratows machten eine Ausnahme, aber das ist ja auch schon lange her. Es waren die fünfziger Jahre.

Es ist in der Sowjetunion ebenfalls keine Sensation mehr, wenn die Ehefrauen Trainer ihrer Männer sind. Seinen letzten und wegen fortgeschrittenen Alters auch größten Olympiasieg verdankte der Langstreckenschwimmer Wladimir Salnikow zuallererst seiner schönen wie gestrengen Frau Marina. Der 1983er Hochsprung-Weltmeister Gennadi Awdejenko wird von seiner Frau Ljudmila trainiert. Als Springerin, die schon die Zweimeterhöhe überquerte, weiß sie bestens Bescheid, wie sie ihren Mann dazu bringt, vielleicht noch ein bißchen mehr als „nur" 2,38 m zu meistern. Auch die Journalistikstudentin Olga Bitscherowa hat sich in die sportliche Männerwelt begeben. Ihr Schützling (und Ehemann) Valentin Mogilny hört ihr aufs Wort.

„Ich wollte so etwas eigentlich nie machen", gesteht die mit damals 15 Jahren noch heute jüngste Turnweltmeisterin aller Zeiten. Aber wie's eben so ist: „Ich hatte Olga – und das nicht etwa, weil sie weit und breit die beste Turnerin war – längst im Auge, aber sie würdigte mich lange Zeit keines Blicks", erinnert sich Valentin. „Doch als ich eines Tages die Initiative ergriffen hatte und spürte, daß ich ihr so egal gar nicht war, kam Olga immer öfter zu meinem Training. Und wenn sie so dasaß, scheinbar nur, um mich zu sehen, stieg sie unversehens in die Geheimnisse des Männerturnens. Und weil sie vom Turnen ohnehin viel verstand, interessierte ich mich für ihr Urteil."

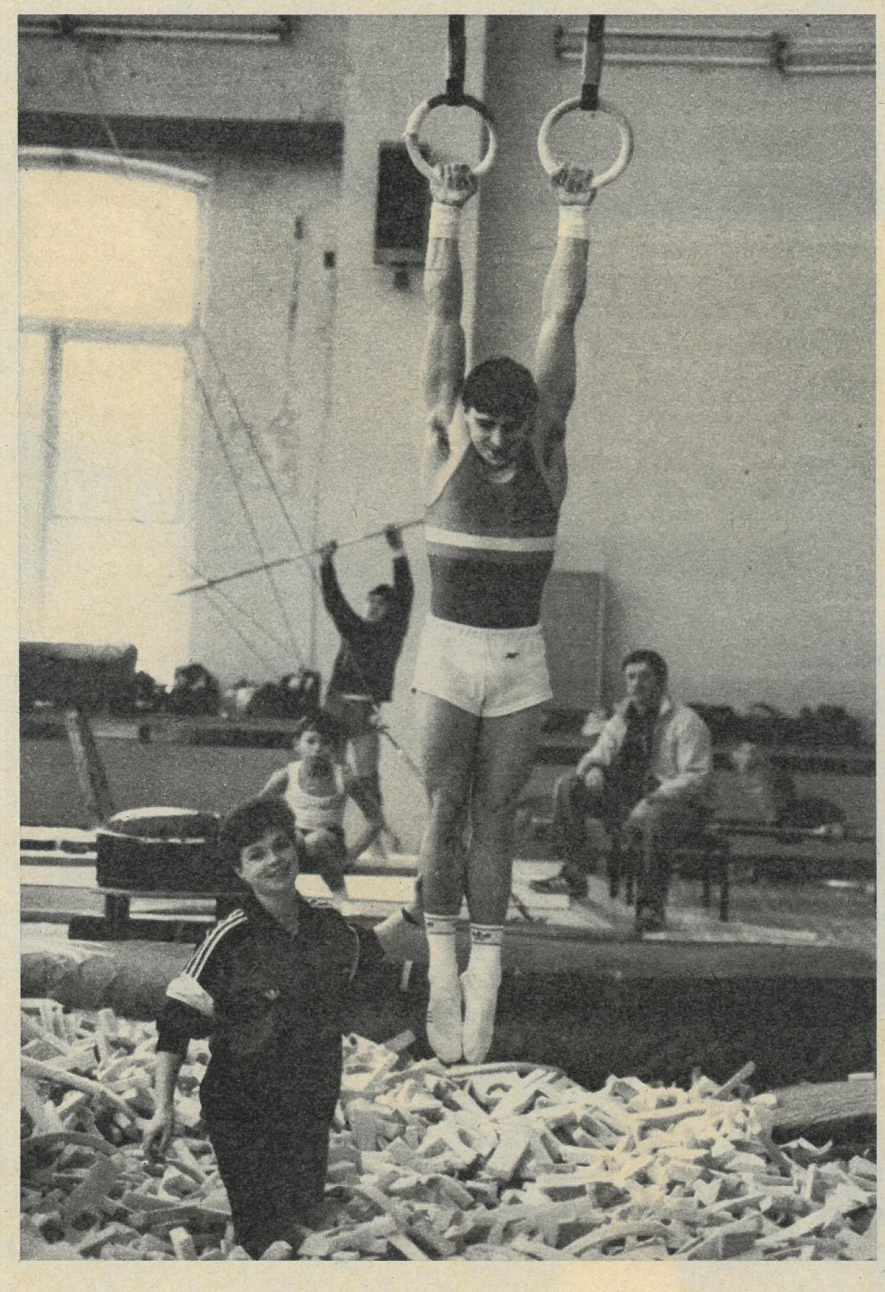
Der Zweite ist trotzdem der Erste

In diesem Urteil waren oft hohe Forderungen enthalten, also wuchs Olga mehr und mehr in die Rolle einer Trainerin. Sie machte aus der persönlichen Erfahrung, während ihrer Laufbahn wegen Verletzungen oft zurückgeworfen worden zu sein, eine Tugend und stellte ihren von seiner olympischen Ersatzmann-Rolle arg enttäuschten Valentin wieder auf beide Beine. „Ich überzeugte zuerst mich, dann auch ihn davon, daß ein Schicksalsschlag im Sport kein Drama ist und es absolut verkehrt wäre, jetzt den Kopf in den Sand zu stecken. Wir machten weiter, nun erst recht. Wer eine Sache aufgibt, weil es einmal nicht nach Wunsch lief, gibt sich selbst auf." So begaben sich Olga und Valentin aufs neue auf die knarrende Stufenleiter sportlichen Erfolges.

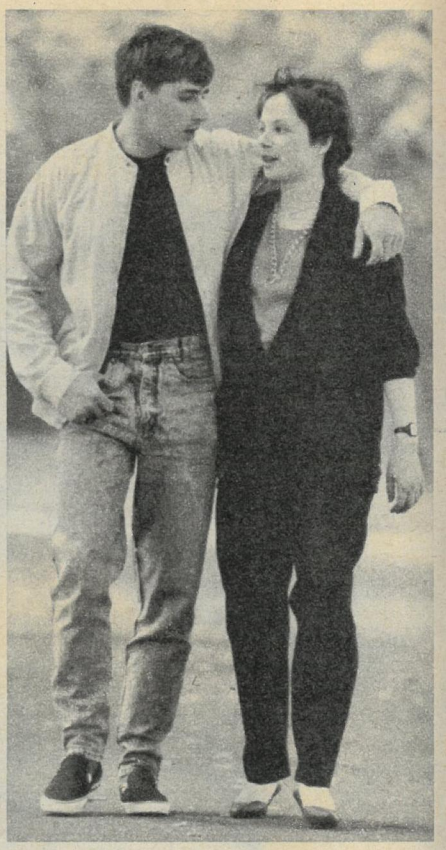
Im Jahr nach Olympia '88 standen Europa- und Weltmeisterschaften ins Haus. Der hochbegabte und in punkto Eleganz kaum zu übertreffende Turner Mogilny lebte während des knochenharten Trainings für diese Ziele nicht zuletzt auch davon, daß die Liebe zwischen Olga und ihm stark war wie eh und je – und er mittlerweile auch von ihr erfahren hatte, daß sie etwa Anfang Oktober eine echte Familie gründen werden. Nun ist Aljoscha da. Was später einmal mit der Trainerin Olga Bitscherowa wird, ist noch nicht entschieden. „Vielleicht werde ich nach Beendigung meines Studiums Sportkommentatorin beim Fernsehen. Wenn ich dann eines Tages zu Valentin etwas sagen muß, wird es mir schwerfallen, objektiv zu bleiben..."

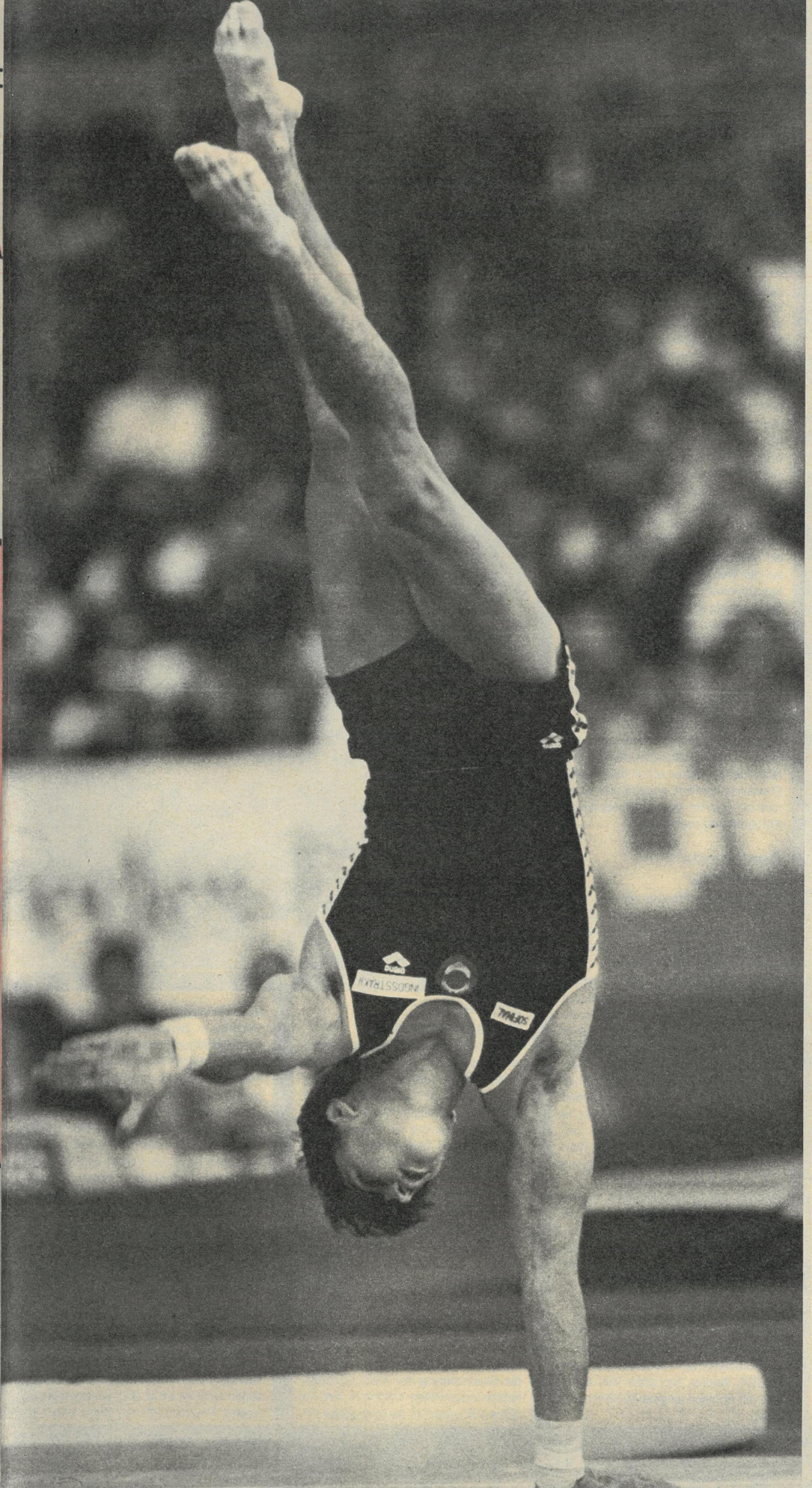
Die Letzten werden die Ersten sein, heißt es im Volksmund. Ganz so verrückt geht es im Turnen zwar auch jetzt noch nicht zu, da die neuen Regeln (ohne Vornote beginnt in den Gerätefinals alles wieder bei Null) erstaunliche Plazierungssprünge zulassen, doch daß der Zweite zu guter Letzt der Erste wird, ist so sonderbar nicht mehr.

In dem Ruf eines Pechvogels stehend, war Mogilny schon mehrmals auf dem Weg zu höchstem sportlichen Ruhm. Bereits unmittelbar vorm Ziel aller Wünsche, scheiterte er oft an einer Lappalie, einem kinderleichten Element, einer einfachen Bewegung. Reich an einer beachtlichen Kollektion von Europa- und Weltmeistertiteln an den einzelnen Geräten, war es ihm also nie vergönnt, sich auch die Krone dieses Sports, einen Sieg im Mehrkampf, aufs Haupt zu setzen. Schon 1985 kam er an dem Supertalent Bilosertschew nicht vorbei, und das für ihn so edelmetall-ertragreiche Jahr '89 enthielt ihm ebenfalls die goldene Vielseitigkeitsehrung vor. Europa- und Weltmeister wurde Igor Korobtschinski. In Stockholm war Mogilny drauf und dran, aufs oberste Treppchen zu steigen, doch urplötzlich geriet er bei einem Doppelsalto rückwärts am Boden über den Mattenrand



Stunden auf getrennten Wegen, weil beide nicht auch noch in die gleiche Studienrichtung gehen, gibt es bei Olga und Valentin nur wenige. Beim Training kennt das Pärchen, mit den Flitterwochen scheinbar noch immer nicht am Ende, keine Verwandtschaft. Zwar geht es fröhlich und unbeschwert zu, aber s i e , die Trainerin, hat den Hut auf.





Am Boden beherrscht Mogilny die Spreizflanken genauso exzellent wie auf dem Pauschenpferd (siehe Aufmachungsfoto). Zwischendurch wechselt er mal hinauf in den Handstand (links), dann geht's wieder zurück ins „Scherschleudern".

hinaus. So unterlag er Korobtschinski um die Winzigzeit von 0,05 Punkten. Auch in Stuttgart lag ein winziger Stolperstein auf der Bodenmatte, ergo fehlte dem Pechvogel am Ende ein Zehntel am „großen" Sieg. Mogilny, der „ewige Zweite"...

Seine „Revanche" sollte er zum Jahresende in einer Disziplin erleben, die weder olympisch ist noch Medaillenehren bereithält. In der Weltrangliste '89 gelang es dem 24jährigen, seinen Triumph über Korobtschinski zu feiern. Wenn auch um nur wenige Punkte, so verwies er den Mehrkampf-König auf den sonst von ihm „bevorzugten" zweiten Platz.

Ein Primus inter pares ist Mogilny allemal, nämlich was die Eleganz der Darbietung betrifft. Das Gentleman-Bild des inzwischen fünffachen Weltmeisters formt sich aufgrund der technischen Virtuosität, mit der er selbst noch die einfachsten Elemente darbietet, was sich in einer „klassischen" Haltung, in der Körperspannung bis hinein in die Fußspitzen äußert. Mogilny ist ein turnerischer Interpret, der sich nicht allein mit dem Beherrschen von Höchstschwierigkeiten zufrieden gibt, sondern der „seinen" Stil nach der Formel präsentiert: Sauber und elegant ist schwierig. Diesen Satz hat Michail Woronin einmal geprägt.

Den größten Eindruck macht er am Pauschenpferd, wo er 1985 und 1989 Weltmeister wurde. Beispielhaft, wie er klassisches (mit geschlossenen Beinen) und modernes (gespreizte Flanken) Turnen miteinander verbindet. Unerreicht seine Ein-Pauschen-Äquilibristik mit einer 720-Grad-Drehung, ein wahrer Traum seine „Wanderroute" mit dem Spreizflanken-„Propeller" übers ganze Pferd hinweg, ohne die Pauschen zu benutzen. Experten sagen, Mogilny sei so etwas wie ein Synonym fürs Pferdturnen.

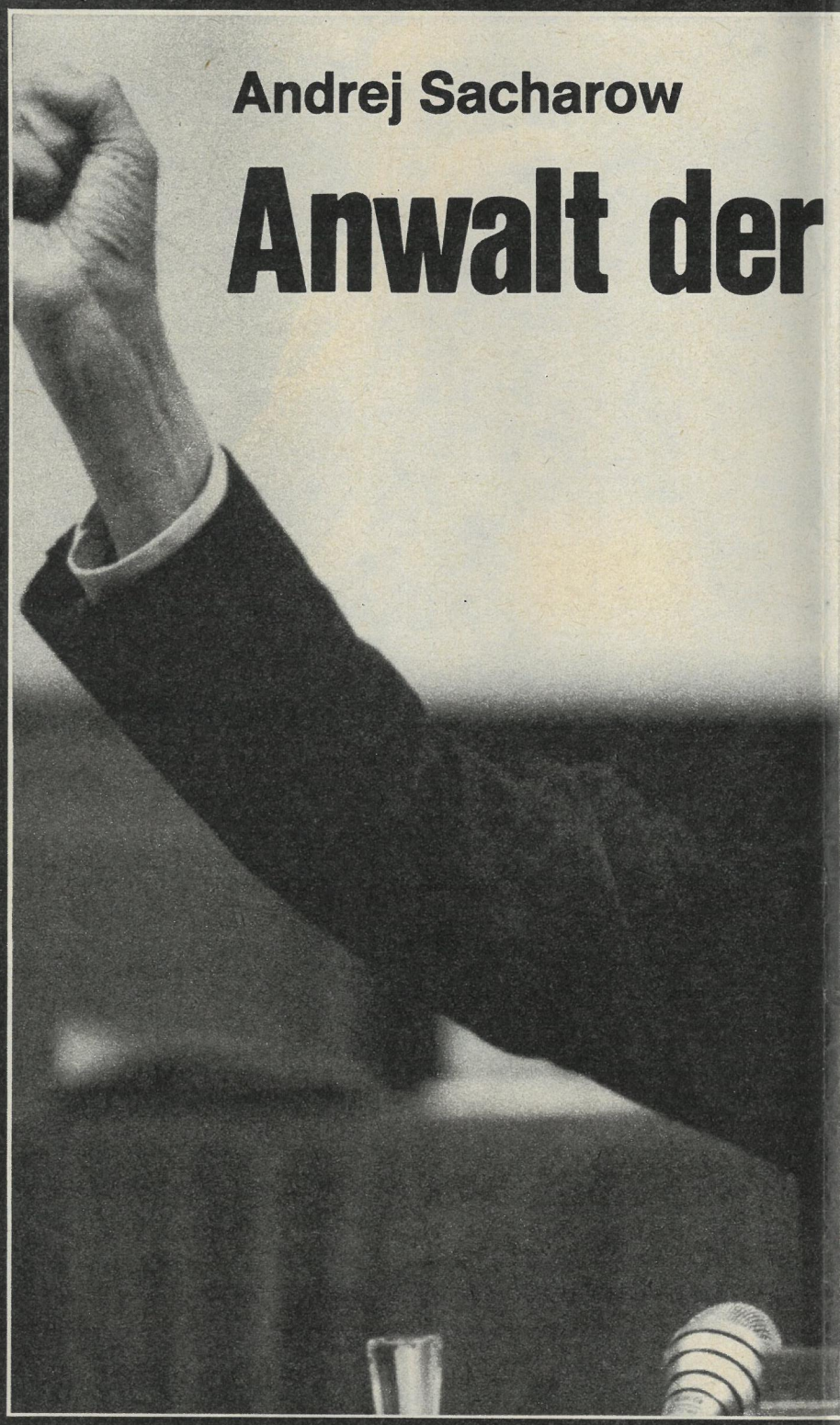
Was sich bei der WM in Stuttgart ereignete, war unglaublich. Wegen unzureichender Pflichtübung hatte sich Mogilny nicht fürs Pauschenpferd-Finale qualifiziert. Zu seinen Gunsten verzichtete ein Mannschaftskamerad auf seinen Startplatz. Mogilny bedankte sich für diesen Pferdewechsel mit einem goldenen Ritt, wozu ihm die gleiche Maximalnote 10 verhalf, die er zuvor schon in der Mannschaftskür und im Mehrkampffinale erhalten hatte: Dreimal „Vorhang auf" zur Gala-Vorstellung.

Hans Richard Vollbrecht, Andreas Götze

Fotos: Igor Utkin (3), Klaus Schlage (2).

Andrej Sacharow

Anwalt der



Für viele Bürger der Sowjetunion und nicht nur für diese – war er Verstand, Ehre und Gewissen unserer Epoche: der Physiker, Bürgerrechtler und Friedensnobelpreisträger Andrej Dmitrijewitsch Sacharow. Und doch schieden sich die Geister an ihm aus vielerlei Gründen. Was für die einen verehrende Identifizierung bedeutete, war für manch anderen oft eine geradezu feindliche Projektion. Dieses Spannungsfeld auszuhalten, muß für Andrej Sacharow nicht einfach gewesen sein: War es sowohl mit großer Publizität und Medienrummel, als auch mit persönlichen Demütigungen, Nachstellungen und nicht zuletzt dem Versuch staatlich verordneter Kriminalisierung gepaart. Sicher hat das alles zu seinem frühen Tod beigetragen.

Andrej Dmitrijewitsch Sacharow wurde am 21. Mai 1921 in Moskau im bürgerlichen Milieu der russischen „Intelligenzija" geboren. Sein Vater war ein angesehener Gymnasialprofessor, Verfasser von Physiklehrbüchern und populärwissenschaftlichen Aufsätzen. Die Ahnen Sacharows hatten väterlicherseits als Priester und Rechtsanwälte, mütterlicherseits als Offiziere gewirkt. 1938 schloß Sacharow die Schule mit Auszeichnung ab und begann, an der Moskauer Universität Physik zu studieren. Das Studium wurde durch den Überfall Hitlerdeutschlands abrupt unterbrochen. Wie die meisten seiner Kommilitonen meldete sich auch der Zwanzigjährige freiwillig zur Roten Armee. Schon damals galt er als einer der brillantesten Köpfe der Moskauer Universität, so daß man ihn von der Front zurück in den Hörsaal schickte. Im Jahre 1942 schloß er im turkmenischen Aschchabad, wohin er inzwischen mit der Moskauer Universität evakuiert worden war, sein Studium mit Auszeichnung ab. Einige Monate verdingte er sich als Holzfäller und Gelegenheitsarbeiter, um dann für den Rest des Krieges in einer Rüstungsfabrik als Entwicklungsingenieur in der Produktionskontrolle zu arbeiten.

Geheime Forschung

Nach Kriegsende kehrte er in seine Heimatstadt und ins akademische Leben zurück. Als Aspirant am berühmten Lebedew-Institut für Physik der Akademie der Wissenschaften beschäftigte er sich unter der Anleitung des späteren Nobelpreisträgers Igor Tamm mit Problemen der kosmischen Strahlung, worüber er im Jahr 1947 promovierte. Während dieser Zeit publizierte Sacharow in der physikalischen Fachpresse einige theoretische Aufsätze, die in der Fachwelt Anerkennung fanden und sein großes Talent unter Beweis stellten. Dann aber wurde es um den vielversprechenden Nachwuchswissenschaftler still. Andrej Sacharow verschwand für fast ein Jahrzehnt von der Bildfläche der wissenschaftlichen Öffentlichkeit.

Seit 1948 war er Mitarbeiter des sowjetischen Atombombenprojekts und beschäftigte sich unter Leitung seines Lehrers Igor Tamm mit den theoretischen Grundlagen und dem Bau thermonuklearer Waffen. Sacharow, den man später nicht zufällig als den „Vater der sowjetischen Wasserstoffbombe" bezeichnet hat, war damals von der Grandiosität wie von der welthistorischen Bedeutung der Aufgabe fasziniert. Immerhin ging es darum, die amerikanische Überlegenheit auf dem Gebiet der Kernwaffen zu brechen und ein militärstrategisches Gleichgewicht auf der Welt zu schaffen. Die Arbeiten des Physikers und seiner Mitarbeiter, die frühzeitig auf die Entwicklung einer transportablen Bombe mit einem sogenannten trockenen Zündgemisch aus Lithium hingearbeitet hatten, führten am 12. August 1953 zum erfolgreichen Test der ersten Wasserstoffbombe. Damit gelang es der UdSSR, die USA militärtechnisch zu überholen. Gleichzeitig jedoch war damit auch ein gigantischer Rüstungswettlauf entfacht, der Sacharow schon bald in tiefe Gewissenskonflikte stürzen und zu einem engagierten Verfechter weltweiter Abrüstung machen sollte.

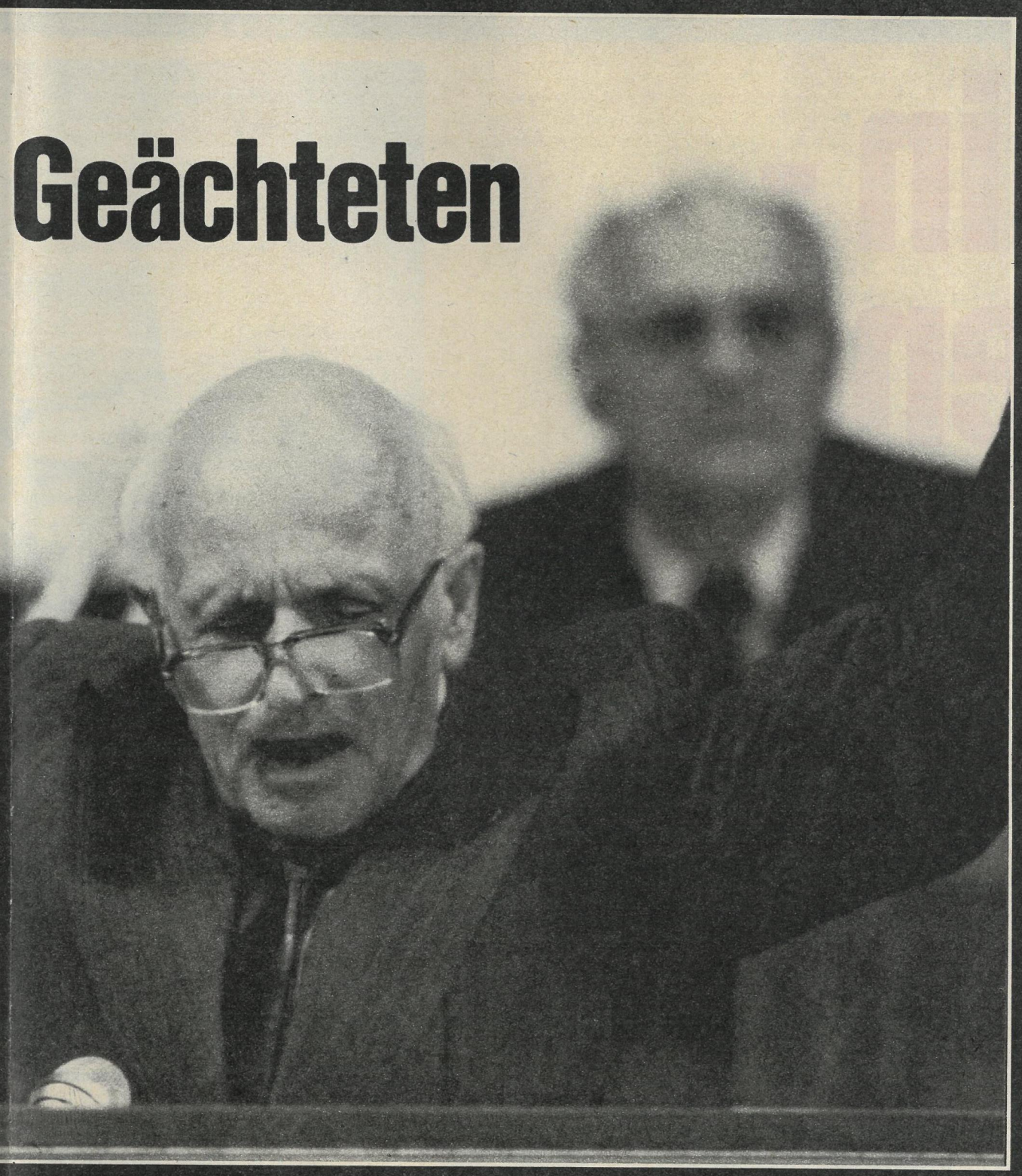
Der jüngste „Akademik"

Parallel zu den Arbeiten für eine thermonukleare Waffe initiierten der Physiker und sein Lehrer schon frühzeitig auch ein Programm zur Erforschung der kontrollierten Kernfusion. Das heute weltweit favorisierte Tokamak-Prinzip geht in wichtigen Teilen auf frühe Forschungen Andrej Sacharows zurück. Ebenso leitete er bereits in den frühen fünfziger Jahren Arbeiten zur Schaffung von Magnetfeld-Reaktionsgeneratoren ein. Das sind Anlagen, die die Energie aus chemischen oder nuklearen Reaktionen direkt in die Energie eines Magnetfeldes umwandeln können. Er schlug vor, thermonukleare Reaktoren zur Erzeugung von spaltbarem Kernmaterial zu verwenden. Für seine Leistungen, besonders natürlich für seine Verdienste um die sowjetische Wasserstoffbombe, erhielt er die höchsten staatlichen Auszeichnungen der Sowjetunion: den Stalin-Preis und den Lenin-Orden. Er wurde dreifacher Held der sozialistischen Arbeit; aber alle Auszeichnungen blieben geheim. Mit 32 Jahren wurde er 1953 ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Andrej Sacharow war damit das mit Abstand jüngste Akademiemitglied.

Streiter für Menschenrechte

Hatte der Physiker in seiner Jugend mit Hingabe und im Bewußtsein der großen militärpolitischen Bedeutung für seine Heimat die fürchterlichste Waffe der bisherigen Menschheitsgeschichte entwickelt, so kämpfte er in seiner zweiten Lebenshälfte mit großem Engagement und persönlichem Einsatz darum, daß diese und andere Massenvernichtungswaffen wieder verschwinden. Er war überzeugt davon, daß die gesellschaftliche Verantwortung des Wissenschaftlers nicht abstrakt abzuhandeln ist, sondern stets die eigene konkrete Arbeit einbeziehen muß. Deshalb setzte sich Sacharow schon in den späten fünfziger Jahren bei maßgeblichen Politikern seines Landes für Atom-Testbeschränkungen und Testabkommen sowie für die Beschneidung der Macht der militärisch-industriellen Komplexe ein. Im Jahre 1961 geriet er beispielsweise mit Nikita Chruschtschow über eine atomare Testreihe in Zwist; Atomwaffen sollten nach dem Willen Chruschtschows die sowjetische Berlin-Politik im Sinne einer Politik der Stärke unterstützen. Erst zwei Jahre später wurden die Argumente Sacharows von den Politikern gehört. So kam es im August 1963 zur Unterzeichnung des Moskauer Abkommens über das Verbot von Kernwaffentests in der Luft, zu Wasser und im Kosmos. Ihm schlossen sich bald fast alle Staaten der Welt an. Einen weiteren ernsten Zusammenstoß mit dem allgewaltigen Parteiapparat gab es im Jahre 1964, als Andrej Sacharow öffentlich in die „Lyssenko-Debatte" eingriff. Durch seinen Einsatz für die moderne Genetik wurde die Aufnahme eines Lyssenko-Jüngers in die Akademie verhindert. Wohl auf dieses Engagement anspielend, stellte Mitte der sechziger Jahre Igor Tamm seinen einstigen Schüler einer Gruppe amerikanischer Physiker mit den Worten vor:

Geächteten



„Er ist nicht nur ein brillanter Wissenschaftler, sondern auch ein tapferer Mann."

Vordenker für Glasnost

Blieb sein damaliges gesellschaftspolitisches Engagement noch eng mit seiner wissenschaftlichen Tätigkeit verbunden, so trat er in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre aus dem engen Kreis der Wissenschafts-Elite heraus. Sein politisches Wirken bezog immer stärker auch generelle Fragen sozialistischer Gesellschaftsentwicklung und der Wahrung grundlegender Menschenrechte in der Sowjetunion ein. Nachdem Sacharow schon 1966 zu den Mitunterzeichnern eines Briefes gehört hatte, der vor einer Restalinisierung in der Sowjetunion warnte, legte er zwei Jahre später, vor dem Hintergrund des „Prager Frühlings", seine „Überlegungen zu Fortschritt, friedlicher Koexistenz und geistiger Freiheit" dar. In diesem Memorandum warnte Andrej Sacharow eindringlich vor den Gefahren nuklearer, ökologischer und sozialer Katastrophen, die durch eine fortbestehende und sich verschärfende Ost-West-Konfrontation ausgelöst werden könnte. Sein mutiger Appell beinhaltete weiterhin die Forderung nach einer konsequenten Entstalinisierung und Demokratisierung der sowjetischen Gesellschaft, womit er zu den entscheidenden Vordenkern und Initiatoren von Perestroika und Glasnost gehört. Andrej Sacharow bekannte sich zu einem demokratischen Sozialismus. Aufs schärfste kritisierte er die Invasion in der Tschechoslowakei. All das wirkte sich sehr schnell und unmittelbar auf die Lebensumstände des Physikers aus. Bereits im Spätsommer 1968 wurde er all seiner staatlichen Leitungsfunktionen enthoben, und man entzog ihm alle Privilegien.

Der Wissenschaftler, der sich zunehmend zum Anwalt Geächteter und Verfolgter machte und so zur Integrationsfigur der sowjetischen Menschenrechtsbewegung wurde, führte fortan das Leben eines „Dissidenten". Sein wachsendes Engagement für die Achtung der Menschenrechte brachte ihm nicht nur weltweite Popularität und Achtung (unter anderem den Friedens-Nobelpreis 1975) ein, zugleich wuchsen für ihn und seine Familie die gesellschaftlichen Repressionen und die Diskriminierung durch sowjetische Staatsorgane. Die Statthalter des Stalinismus und deren Mitläufer versuchten, Andrej Sacharow zu verleumden, zu diskreditieren und zu isolieren. An diesem Kesseltreiben beteiligten sich auch allzu willfährige Wissenschaftler- und Künstlerkollegen mit Schmähbriefen.

Symbolfigur und Kritiker

Als Andrej Sacharow schließlich öffentlich gegen den Einmarsch sowjetischer Truppen in Afghanistan protestierte, wurde er am 22. Januar 1980 auf offener Straße verhaftet und zusammen mit seiner Frau ins für Ausländer gesperrte Gorki verbannt. Verbunden war diese Willkürmaßnahme mit der Aberkennung sämtlicher staatlicher Auszeichnungen; allein die Akademiemitgliedschaft konnte man nicht antasten. In Gorki, in einer kleinen Neubauwohnung am Stadtrand, war er nicht nur fast sämtlicher wissenschaftlicher Arbeitsmöglichkeiten beraubt, sondern Milizionäre und KGB-Beamte bewachten ihn Tag und Nacht, bedrängten und schikanierten ihn häufig und versuchten so, den weltberühmten Gelehrten einzuschüchtern und ihm das Leben zur Hölle zu machen. Mehrere Hungerstreiks und die menschenunwürdige Behandlung untergruben dabei seine Gesundheit.

Unmittelbar vor dem Weihnachtsfest 1986, nach sieben langen und leidvollen Jahren, durfte Andrej Sacharow auf Initiative des neuen Generalsekretärs Michail Gorbatschow in seine Heimatstadt und damit ins öffentliche Leben zurückkehren. Ungebrochen und unbeirrt setzte der ebenso aufrechte wie bescheidene Gelehrte seinen steinigen Weg fort. All seine Autorität und die ihm verbliebene Kraft galten in seinen letzten Lebensjahren vor allem der konsequenten Entstalinisierung und Demokratisierung der sowjetischen Gesellschaft. Als Befürworter wie Kritiker der Perestroika überraschte, ja schockierte er manchmal mit seinen diesbezüglichen Stellungnahmen. Doch wurden sie stets zur Kenntnis genommen – auch von Michail Gorbatschow, – den Andrej Sacharow als Wegbereiter der Perestroika schätzte, mit dem er jedoch als loyaler, aber unerbittlicher Kritiker gerade in letzter Zeit manche politische Auseinandersetzung geführt hatte. Die letzte davon noch am Tage vor seinem überraschenden Tod. Auf dem Volksdeputiertenkongreß war Sacharow gegen den in der Verfasssung der UdSSR festgeschriebenen Führungsanspruch der KPdSU aufgetreten.

Andrej Sacharow wurde gleichermaßen zur Symbolfigur wie zum mahnenden Gewissen der Perestroika. Auch wenn man ihn zu Beginn dieses Jahres mit Glanz und Gloria, aber gegen den Widerstand des Apparats, in den Kongreß der Volksdeputierten gewählt hatte, war der Gelehrte kein Politiker im eigentlichen Sinne. Er war vielmehr, wie es Heinrich Böll einmal ausdrückte, „ein genialer Naturwissenschaftler, der die Menschenrechte als exakte Wissenschaft entdeckt hat... zartfühlend und hartnäckig zugleich, unerbittlich und sanftmütig".

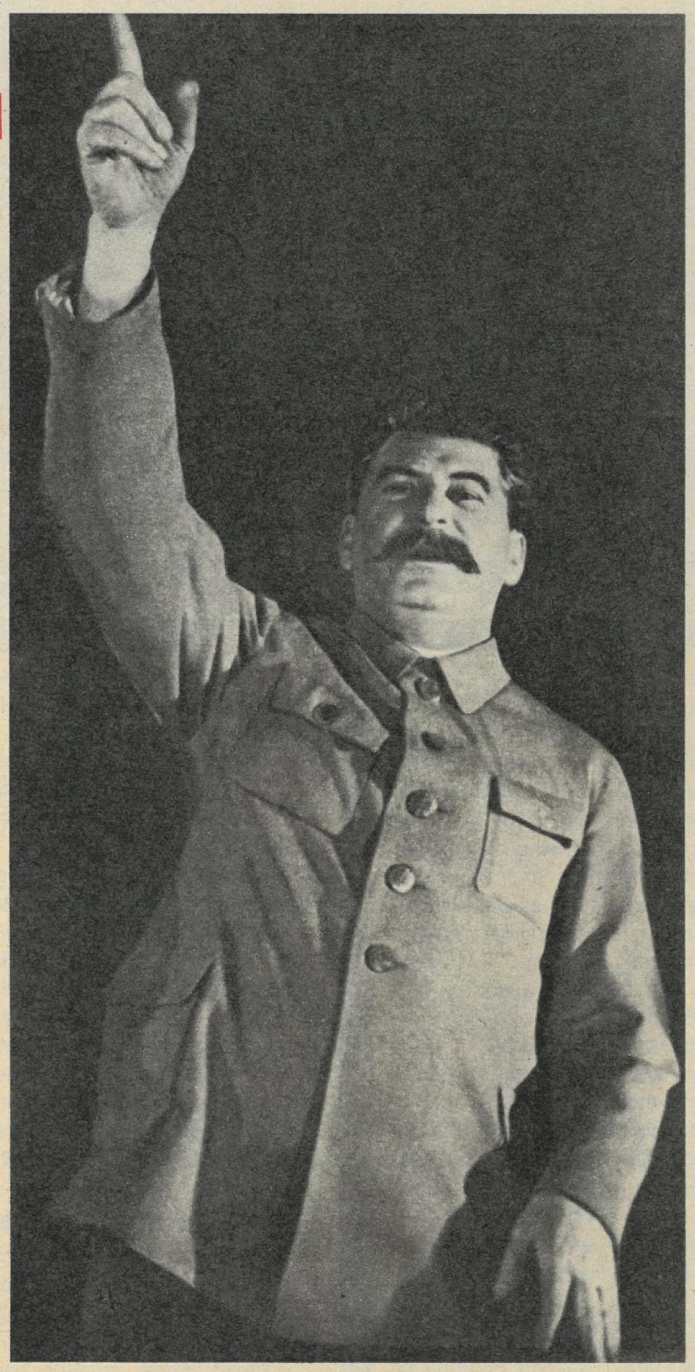
Dr. sc. Dieter Hoffmann

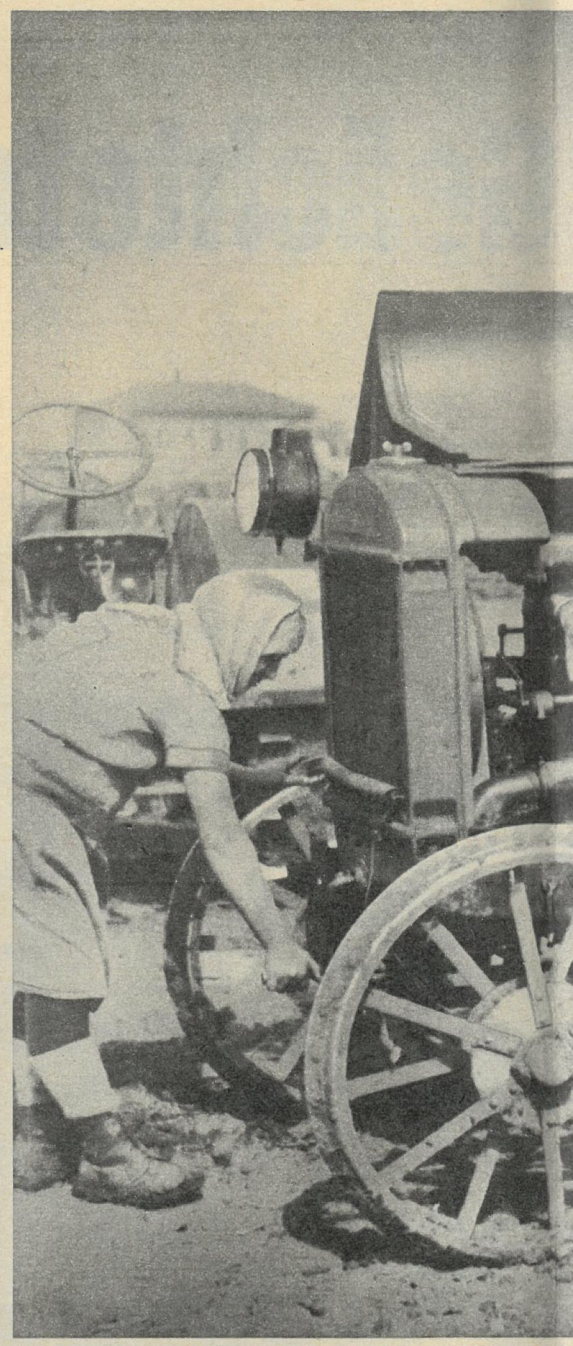
Foto: APN

Stalin - Legende und Wirk-lich-keit

von Dmitri Wolkogonow

Teil 3 Ein orientalischer Despot

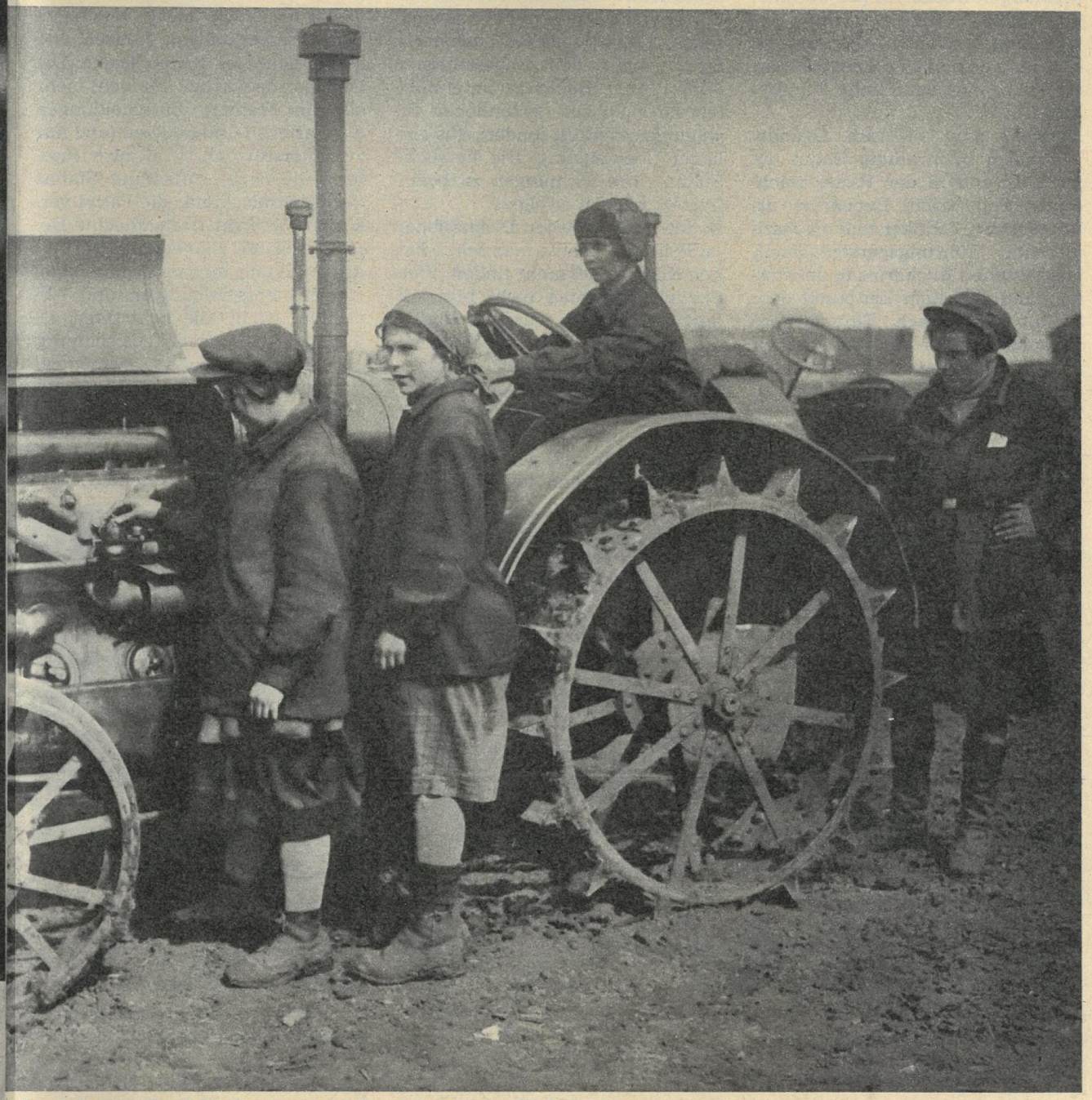




Die ersten Traktoren aus der Eigenproduktion der

Eine Woche nach seinem 50. Geburtstag (Zu diesem Anlaß wurden am 21. 12. 1929 die ersten im Geiste des Personenkults verfaßten Lobeshymnen auf Stalin veröffentlicht – d. Red.) sprach Stalin auf einer Unionskonferenz marxistischer Agrarwissenschaftler. Bedeutsam war seine Rede dadurch, daß er noch vor einer Beschlußfassung durch das ZK erklärte: „Wir sind von der Politik der Beschränkung der Ausbeutertendenzen des Kulakentums zur Politik der Liquidierung des Kulakentums als Klasse übergegangen." Das war ein unheilvoller Beschluß, der auf äußerst tragische Weise in das Schicksal von Millionen Menschen eingriff.

Im öffentlichen Bewußtsein gilt das Jahr 1937 als der Höhepunkt von Gewalt und Gesetzlosigkeit in unserem Lande. Betroffen war damals in bedeutendem Maße die Intelligenz; deshalb ist es nicht verwunderlich, daß darüber so viel geschrieben wird und diese Zeit in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt ist. Doch



Sowjetmacht. Doch Stalins Agrarpolitik zeichnete eine Blutspur durch das Land.

Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre wurde eine weitaus größere Zahl von Menschen dieser Politik der Gewalt ausgeliefert.

Anstatt mit ökonomischen Maßnahmen den Einfluß der Kulaken im Dorf einzuschränken, griff man zu den erbarmungslosesten Mitteln, um sie zu liquidieren. Angaben zufolge wurden 1929 über 150 000 Kulakenfamilien nach Sibirien und in den Norden verbannt, 1930 waren es 240 000, 1931 über 285 000. Die Entkulakisierung begann jedoch bereits im Jahre 1928 und ging auch nach 1931 weiter. Nach meinen Berechnungen fielen darunter 8,5 bis 9 Millionen Männer, Frauen, alte Menschen und Kinder, unter denen die meisten von ihren angestammten Heimstätten losgerissen wurden. Zurück blieben die Gräber der Vorfahren, der heimatliche Flecken, der gesamte bescheidene bäuerliche Hausrat... Viele wurden dafür erschossen, daß sie Widerstand leisteten, nicht wenige kamen auf den Straßen Sibiriens und des Nordens ums Leben. Das war der erste blutige Massenterror, den Stalin in seinem eigenen Land entfesselte.

Die Jahre der Kollektivierung brachten im Grunde genommen eine kritische Wende im Schicksal der Bauernschaft mit weitreichenden sozialen Folgen. Die historischen Chancen für eine freiwillige Bildung von Genossenschaften und für eine an der Neuen Ökonomischen Politik (NÖP)[1] orientierten, marktwirtschaftlichen Entwicklung blieben ungenutzt. Sondermaßnahmen und gewaltsame Methoden wurden zu bestimmenden Faktoren in einem sich herausbildenden System, das sich immer weiter von dem Leninschen Ideal entfernte.

Der Oktober hatte doch solide objektive Voraussetzungen geschaffen, um den Leninschen Genossenschaftsplan zu realisieren: Die Bauern hatten Land erhalten und wurden zu gleichberechtigten Bündnispartnern der Arbeiterklasse; nunmehr war ihrer Ausbeutung ein Ende gesetzt worden. Die neue Macht, die Sowjetmacht, war doch auch ihre Macht! Die Methoden des Zwanges, der Gewalt und des Administrierens jedoch, die seinerzeit Trotzki befürwortet hatte, wendete Stalin im großen Stil an. Die Getreideproduktion kam ins Rutschen, danach die Viehzucht. Ausschlaggebend war jedoch, daß den Bauern der Boden für jede wirtschaftliche Initiative entzogen worden war: Die Arbeitsproduktivität in den Kolchosen wurde niedriger als die in den Einzelbauernwirtschaften.

Diesem Kurs von Stalin widersetzte sich zunächst vorsichtig, dann immer beharrlicher Bucharin (seit 1924 Mitglied des Politbüros – d. Red.); Rykow und Tomski unterstützten ihn. Das war keine Gruppierung von „Rechten", wie man sie schon bald zu nennen begann. Diese führenden Persönlichkeiten verfochten aufgrund ihrer Anschauungen und Überzeugungen eine gemäßigtere, abgewogenere Lösung der Probleme der Bauernschaft. Bucharin begriff besser als jeder andere, warum Stalin den Aufbau der Kollektivwirtschaft forcierte. Von einer Kollektivwirtschaft ließe sich das Getreide leichter eintreiben! Und hier hat sich Stalin nicht geirrt: Eine in ein Kommandosystem eingefügte Landwirtschaftsproduktion kann leichter dazu gezwungen werden, faktisch erneut zur Praxis des „Kriegskommunismus"[2] zurückzukehren. Hier einige Zahlen. Zum Beginn der Kollektivierung 1928 verkauften die Bauern bei einem Bruttoernteertrag von 4,5 Milliarden Pud Getreide 680 Millionen an den Staat. 1932 (der Bruttobetrag betrug 4,3 Milliarden Pud) erhielt der Staat schon 1,3 Milliarden Pud! Bei einem ungefähr gleichbleibenden Bruttoertrag konnte das von den Bauern erbrachte Aufkommen an Getreide verdoppelt werden. Im Nordkaukasus, in der Ukraine, im Wolgagebiet und in anderen Regionen des Landes brachen Zeiten grausamen Hungers an. Zuverlässige Angaben über die Opfer gibt es auch heute nicht. Eines ist jedoch klar: Ihre Zahl ist sehr hoch. Möglicherweise waren es nicht viel weniger als während der Entkulakisierung. Das ist ebenfalls der Preis der „Agrarrevolution" des Generalsekretärs.

Der Hunger war nicht nur durch die Dürre hervorgerufen worden, die damals über die wichtigsten Landwirtschaftsgebiete gekommen war, sondern auch durch die Desorganisation der bäuerlichen Wirtschaft im Laufe der Kollektivierung und durch das gewaltsame Eintreiben von landwirtschaftlichen Erzeugnissen.

Der Sozialismus behauptete sich auf dem Lande durch die Gewalt. Das war Stalins Methode. Die Stärke des Staates wurde um den Preis der Freiheit erreicht. Natürlich brauchte man das Getreide für den Kauf von Industrieanlagen im Ausland, für die Verbesserung der Versorgung der schnell wachsenden Städte und für die Schaffung von Staatsreserven. Doch diese Bedürfnisse rechtfertigen nicht jene Politik. Das administrative Kommandosystem hatte von nun an endgültig ökonomische Methoden abgelöst.

Stalin trieb nicht nur die Umgestaltung voran, sondern er zerstörte auch gewaltsam das Alte. Er mußte doch erkannt haben, daß sein Kurs der Vergesellschaftung der Landwirtschaft im Grunde genommen zu einer Wiedergeburt der Prinzipien des „Kriegskommunismus" führen mußte. An die Stelle der festen Steuer trat die obligatorische Abgabe, nicht aber der Verkauf des Getreides. Und dabei ist es jahrzehntelang geblieben.

Bucharin hingegen schlug einen evolutionären Weg zur Umgestaltung des Dorfes vor, bei dem die Genossenschaft, der vergesellschaftete Sektor, Schritt für Schritt die

Einzelwirtschaft ökonomisch, kraft des Beispiels, verdrängen sollte. Nicht in jeder Beziehung hatte Bucharin recht, besonders was die historischen Perspektiven der Umgestaltung und ihr Tempo – solch ein Prozeß zieht sich über lange Jahre hin – betraf. Und dennoch war der Kampf Bucharins gegen den Triumph der grausamen Gewalt, die gegen Millionen von Bürgern des Sowjetstaates – gegen die Bauern – angewendet wurde, aus moralischen aber auch aus politischen Erwägungen heraus berechtigt.

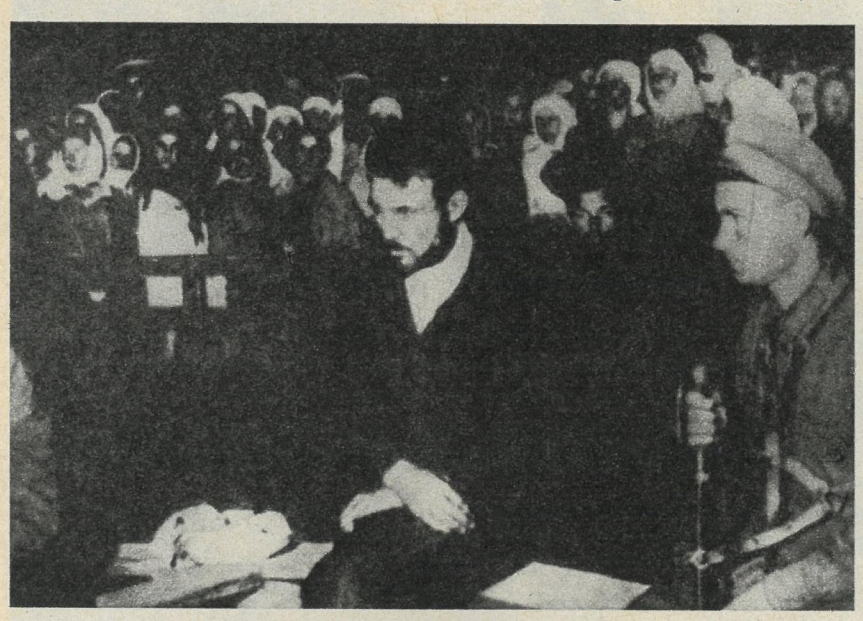
Im Verlaufe der Umgestaltung des Dorfes hätte man zweifellos jenen Terror und jene Tragödien vermeiden können, die den Repressalien von 1937 bis 1938 in nichts nachstanden, ja diese sogar in vielem, besonders was das Ausmaß der Gewalt und die Folgen anging, übertrafen. Doch die gelungene Operation der „Liquidierung der Kulakenschaft als Klasse“ stärkte die Zuversicht Stalins, der seine politischen Chancen sah und nicht davor haltmachte, jeden aus dem Weg zu räumen, der gegen ihn auftrat oder auftreten könnte.

Das also war die „Todesstunde“ der Neuen Ökonomischen Politik und das Ende der gemäßigten Linie in der Führung des Politbüros. Der Grundstein dafür war gelegt, daß von einer kollektiven Führung in der Partei für lange Jahre keine Rede mehr sein konnte. Das Ziel Stalins, alle Fragen allein zu entscheiden, hatte sich erfüllt.

Ende 1928 beginnt in Stalins Biographie eine neue Etappe: Es werden nicht nur alle unmittelbaren Rivalen in der Führung beseitigt, sondern es setzt auch das ein, was wir gewöhnlich „Personenkult“ nennen. Die Beseitigung Bucharins war ein bedeutender Meilenstein in diesem Prozeß.

Davor hatten sich Stalin und Bucharin im Politbüro einander ergänzt. Der Generalsekretär entschied über alle organisatorischen und politischen Fragen, Bucharin befaßte sich damit, die theoretischen Prinzipien der Politik der Partei auszuarbeiten und darzulegen. Ohne zu übertreiben: Stalin hatte sich bis zum Beginn des Jahres 1928 bei der Lösung von ökonomischen Fragen vielfach auf Bucharin gestützt und sich von dessen Ansichten leiten lassen. Allerdings war es für Stalin charakteristisch, diese oder jene Einsichten von anderen Persönlichkeiten zu vereinnahmen und sie als seine eigenen auszugeben. Wir wissen, daß Stalin vieles vom Kommandostil Trotzkis übernommen hat; in gewissem Sinne wurde sein Verständnis für die landwirtschaftlichen Probleme durch Anschauungen Bucharins bereichert. Womit ist es nun aber zu erklären, daß sich Stalin mit dem Jahr 1928 von Bucharin abzuwenden begann? Warum hielt der Generalsekretär, der bis dahin die Meinungen Bucharins geteilt hatte, diese plötzlich für eine „rechte Abweichung“? Warum verwandelte sich ihre persönliche Freundschaft schnell in eine dauerhafte Feindseligkeit?

Denkbar sind mehrere Gründe. Vor allem beunruhigte Stalin die im Volk und in der Partei wachsende Popularität Bucharins als Theoretiker, Politiker und als faszinierende Führungspersönlichkeit. Das Ansehen Bucharins in der Partei stand zu jenem Zeitpunkt dem Stalins kaum nach. Eine weitere Ursache liegt in voluntaristischen und energischen Charakterzügen des Generalsekretärs begründet. Die Kollektivierung, eine wirkliche Revolution in der Landwirtschaft, jedoch eine gewaltsame Revolution von oben, begann im großen und



Ein Großbauer in Odessa vor Gericht. Stalin hatte selbstherrlich die Liquidierung der Kulaken beschlossen.

Nach anfänglichen Erfolgen bei der Kollektivierung Hunger und Elend.

ganzen erfolgreich, besser als man erwartet oder Bucharin vermutet hatte. Meldungen und Rapporte von den Orten des Geschehens und die Informationen des Apparates überzeugten Stalin schrittweise davon, daß die Kollektivierungsprogramme, wenn Druck ausgeübt wurde, verschärft werden konnten. Als jedoch der Druck den gedämpften, aber breiten Widerstand der Bauernschaft, besonders der Kulaken, hervorrief, präsentierte man auf einmal die „geniale“ Lösung: die „Liquidierung der Kulaken als Klasse“ mit rein administrativen, politischen Methoden zu beschleunigen.

Bucharin war weder gegen die Industrialisierung noch gegen die Kollektivierung; nicht einverstanden war er vor allem mit den gewaltsamen Methoden, um diese historische Aufgabe zu lösen. Und das war keine Kleinigkeit: Schließlich ging es ja um Menschen. Letztlich, so urteilte Bucharin, müssen alle Umgestaltungen dem Menschen, dem Sozialismus dienen und nicht umgekehrt!

Rykow, der Lenins Nachfolger als Vorsitzender des Rates der Volkskommissare war, und Tomski, der fast unersetzliche Chef der sowjetischen Gewerkschaften, sahen in Stalin nicht den unbestrittenen Führer, und Bucharin unterstützten sie nicht aus persönlichen Erwägungen heraus, sondern aus ehrlicher Überzeugung. Die Versuche Stalins, ihre Meinungen zu beeinflussen, blieben erfolglos.

In den langen, harten Diskussionen im Politbüro konnte man schon keinen Kompromiß mehr finden. Viele Sitzungen wurden nicht protokolliert, festgehalten wurden lediglich die Beschlüsse. Sie zeugten davon, daß Stalin immer mehr die Oberhand gewann. Für Bucharin blieb die Minderheit. In einer Reihe von Punkten machte Rykow Zugeständnisse, Tomski geriet ins Wanken. Stalin begann zu fordern, Bucharin solle seine „Linie des Abbremsens der Kollektivierung einstellen“. In einem scharfen Streit nannte Bucharin aufbrausend Stalin einen „kleinen östlichen Despoten“. Stalin antwortete nicht auf diesen Ausfall, faßte aber für sich den felsenfesten Entschluß: „Ich brauche ihn nicht mehr“.

Im November 1929 wurde die Generallinie der Partei für die Kollektivierung bestätigt, weil, wie Stalin schrieb, „daß Bauern nicht wie früher in einzelnen Gruppen, sondern als ganze Dörfer, Amtsbezirke und Rayons, ja sogar Bezirke“ in die Kollektivwirtschaften eintreten. Bucharin jedoch wollte immer noch nicht „bereuen“, wie man es von ihm verlangte, und so wurde er am 17. November 1929 aus dem Politbüro ausgeschlossen.

Die kleinen Lenin-Bände in Stalins Bibliothek hatte der Besitzer eng mit Notizen beschrieben. Dabei ist interessant: Die Leninsche Idee von der Demokratie interessierte den Generalsekretär wenig. Hingegen hatte er viele Anmerkungen zur Diktatur des Proletariats.

Stalin verstand nicht das Wesen der proletarischen Demokratie, das Wesen der Volksherrschaft und wollte es auch nicht verstehen. Seine Bemerkungen, Notizen und aufgezeichneten Reden zeigen: Die Demokratie war für ihn nicht mehr als die Freiheit, Entscheidungen der Partei zu unterstützen (und nur zu unterstützen!). Und zwar insofern, als nach Auffassung Stalins der Generalsekretär die Partei verkörpere. Für ihn bestand echte Demokratie im Einverständnis und der Billigung eigener Schlußfolgerungen, Entscheidungen und Absichten. Nicht alle bemerkten sofort, daß Stalin bei der Abrechnung mit Trotzki, Sinowjew, Kamenew, Bucharin, Pjatakow, Rykow und anderen Parteifunktionären, die anders als er dachten, nicht die Meinungsverschiedenheiten mit ihm selbst, Stalin, betonte, sondern mit dem Leninismus. Eine seiner hinterlistigsten, antidemokratischsten Methoden bestand in der Identifizierung (und zwar in allen Fällen!) seiner Ansichten und Entscheidungen mit denen von Lenin. Nicht alle begriffen sofort, daß mit dieser Praxis natürlich niemand in der Polemik mit Stalin recht haben konnte. Oder er hätte das Ansehen Lenins in Frage stellen müssen!

Es gibt natürlich Probleme, bei denen Stalin von richtigen Leninschen Positionen ausging (zum Beispiel von der Möglichkeit des Aufbaus des Sozialismus in der UdSSR). Doch letzten Endes konnte der Generalsekretär alles so darstellen, als ob seine Fehler in der nationalen Frage, die negative Haltung zur „späten“ NÖP, die falsche Konzeption vom Klassenkampf, das falsche Verständnis vom Wesen der Kollektivierung und die Überhöhung der Rolle des Apparates in der politischen Struktur des Staates der wahre Leninismus gewesen seien.

Stalin liebte nichts so sehr wie die Macht, eine vollständige, uneingeschränkte, „von der Liebe“ der Millionen geheiligte Macht. Und hier

kam er voran. Niemandem in der Welt ist es bisher gelungen und es wird wahrscheinlich nicht wieder gelingen: Millionen Landsleute umzubringen und dafür die blinde Liebe von Millionen und aber Millionen Mitbürgern zu bekommen! Dies alles floß in das Stalinsche Verständnis der Wechselbeziehung von Diktatur und Demokratie ein.

Interessant ist das Verhältnis von Stalin selbst zur Lobpreisung seiner Persönlichkeit. Bereits zu Beginn der dreißiger Jahre schränkte er seine (bis dahin schon recht seltenen!) Reisen in Gebiete, Betriebe und Truppenteile stark ein. Einerseits kannte er die Produktion schlecht und wollte sich auch nicht mit alltäglichen Dingen befassen wie mit Technologie, Arbeitsproduktivität, Rentabilität usw. Andererseits verfolgte ihn ständig die Angst vor einem Attentat.

Stalin „erschien" dem Volk auch deshalb selten, weil er als ein scharfsinniger Mensch begriff: Je weniger er unter ihnen war, desto leichter würde es sein, jenes Bild zu erzeugen, das er wollte. Undurchdringlichkeit und das Geheimnisvolle seiner Person verbunden mit einer heiligen, legendären und übermenschlichen Ausstrahlung.

Die Propaganda setzte mehr und mehr den Akzent auf den Glauben. Alles, was Stalin sagte und formulierte, war unanfechtbar, wahr, bedurfte keiner Beweise. Mit anderen Worten, Stalin wurde ein Halbgott. Letzten Endes kann man diese Mythen, die die Grundlage des gesamten öffentlichen Lebens bildeten, auf zwei einfache Postulate zurückführen. Erstens: Ein Führer von Partei und Volk ist ein in höchstem Maße weiser Mensch. Kraft seines Intellekts ist er in der Lage, auf alle Fragen der Vergangenheit zu antworten, sich in der Gegenwart zurechtzufinden und in die Zukunft zu schauen. „Stalin – das ist der Lenin von heute." Zweitens: Ein Führer von Partei und Volk ist die vollständige Personifizierung des absolut Guten, der Sorge um den Menschen. Er lehnt das Böse, Unwissenheit, Verrat und Grausamkeit ab. Er ist ein lächelnder Mensch mit Schnurrbart, der ein kleines Mädchen mit rotem Fähnchen auf dem Arm hält. Ob Stalin selbst verstanden hat, daß die Lobhudelei um seine Person Partei, Volk und Gesellschaft erniedrigte? Ob er das Amoralische dieser Erscheinung gesehen hat? Ob der Generalsekretär bewußt Schritte zur Festigung des eigenen Cäsarismus unternommen hat? Auf all diese Fragen muß man eindeutig antworten: Ja, er hat es verstanden und gesehen. Einzelne Schritte und Gesten der „Bescheidenheit", die sich Stalin manchmal gestattete, dienten nur dem Ziel, sich selbst noch zu erhöhen. Er unterstützte auch die ihm geltenden ermüdenden und endlosen Rituale der Lobhudelei. Der Generalsekretär mußte die Anomalität der Lage begreifen, wenn Tausende Demonstranten Hunderte gleicher Porträts von ihm trugen, wenn in jeder Ausgabe der „Prawda" sein Name dutzendemal erwähnt wurde, wenn jeder Erfolg mit seiner Weisheit, seiner Fürsorge und seiner Voraussicht in Verbindung gebracht wurde. Stalin, der sein Studium im Priesterseminar nicht zu Ende gebracht hatte, begriff die „Technologie" des Kults, dessen Psychologie und Erscheinungsformen.

Wann hat der Personenkult um Stalin begonnen? Wer hat die Menschen als erster dazu „aufgerufen", den Generalsekretär zu verherrlichen? Es werden die Namen von Woroschilow, Molotow und Kaganowitsch genannt. Trotzdem glaube ich, daß der Kult nicht damit seinen Anfang nahm. Wenn nicht Woroschilow unablässig Stalin gelobpreist hätte, dann hätte es ein anderer getan. Unter den damaligen Bedingungen war das praktisch unvermeidlich. Das völlige Fehlen an Offenheit und wirklicher Kontrolle von unten über die Tätigkeit der höchsten Ämter der Macht, die übermäßige „Geheimhaltung" ließen ein „Führertum" und ihm entsprechende Kultriten entstehen. Die „Geheimnisse" des Kults liegen nicht in den Persönlichkeiten, sondern in jenem Prozeß, der sich nach dem Tode Lenins schnell zu entwickeln begann. Die Institutionen des Staates, der Partei und der Gesellschaft erwiesen sich für den sozialen Schutz als untauglich. Die Unvollkommenheit des politischen Machtmechanismus machte es möglich, die Meinung, den Willen und die Launen eines einzigen Menschen als Willensäußerung des ganzen Volkes auszugeben. Die Erfahrungen der sozialistischen Staatlichkeit waren sehr unbedeutend.

Die Gewalt eskalierte in den ländlichen Gebieten. Hier viele Opfer des Gegenterrors der Kulaken.

Stalin — Legende und Wirklichkeit

Die Leninschen Warnungen wurden nur formal berücksichtigt. Die ständige äußere Bedrohung ließ die Atmosphäre einer belagerten Festung entstehen, bei der bewußt die Einschränkung der Demokratie in Kauf genommen wird.

Die Sowjets, die bereits Ende der zwanziger Jahre eine untergeordnete und später eine Hilfsfunktion innehatten, mitunter ja sogar nur Attrappe waren, verloren ihre reale Macht. Die Partei, die die politische und ideologische Führung der Gesellschaft verwirklichen sollte, übernahm vollständig die Funktionen der Staatsmacht. Dies beraubte sie ihrer schöpferischen Dynamik, machte sie zum wichtigsten Glied der Stalinschen Diktatur.

Zugleich können wir auch die Einflüsse äußerer Faktoren auf die Herausbildung einer despotischen Alleinherrschaft im Lande nicht negieren. Die reale Gefahr eines imperialistischen Angriffs gab der Partei das feste unwiderlegbare Argument zur „Verteidigung" der Zentralisierung, der Einschränkung der Demokratie, der Umwandlung des Landes in ein halbmilitärisches Lager in die Hand, das natürlich einen politischen Heerführer braucht.

Das Schlimme daran war, die überwiegende Mehrheit des Volkes und der Parteimitglieder glaubten, daß der Stalinsche Kurs auf Alleinherrschaft Sozialismus sei. Nicht viele verstanden damals, daß absolute Macht absolut verdirbt.

Deshalb sind die Überlegungen, von wessen Hand der Kult begann, gegenstandslos. Das Hauptunglück liegt nicht darin, daß man mit übermäßigen Lobpreisungen begann, sondern darin, daß man nicht an die Macht des Volkes dachte, die auf grundlegendste Weise den Sozialismus vor anderen gesellschaftlichen und ökonomischen Formationen auszeichnet. Ich denke, daß der Personenkult ein anomales soziales Verhältnis zwischen Macht und Volk, zwischen Führer und Gesellschaft ist. Im gesellschaftlichen Bewußtsein äußerte sich das in der Beseitigung der Wahlfreiheit des Volkes, in der Mißachtung der Vergangenheit, in einem mythologischen Utopismus, in der Herrschaft des Glaubens und nicht der Wahrheit, in der Hypertrophierung des Kollektiven zum Nachteil des Persönlichen. Kulterscheinungen sind vor allem eine Tragödie der Freiheit: der sozialen, geistigen, politischen, moralischen. Die Freiheit wurde das Hauptopfer des Stalinkults. Doch das ist bereits eine Frage der Natur des Personenkults, der wir in einem der nächsten Kapitel mehr Aufmerksamkeit schenken werden.

Im Porträt Stalins, der seine Stellung in Partei und Staat noch mehr festigte, begannen sich schon viele Eigenschaften abzuzeichnen, die wir direkt mit dem künftigen Unheil verbinden. Die Worte Lenins von der Kleinigkeit, die entscheidende Bedeutung erlangen kann, sind prophetische Worte geworden. (Eine scheinbare Kleinigkeit sei Stalins grober Umgang mit den Menschen, schrieb Lenin in seinem „Brief an den Parteitag" schon 1923 und äußerte seine Bedenken, Stalin zum Generalsekretär zu wählen. – d. Red.). Einstweilen aber erreichte das Land trotz der Hungersnot Anfang der dreißiger Jahre, trotz des vergossenen Bluts und der Leiden von Millionen Bauern in einem großen Aufschwung immer neue Höhen der Industrialisierung, der sozialen und geistigen Erneuerung.

Deutsch: A. Kodym
Das Buch von Dmitri Wolkogonow „Triumph und Tragödie" erscheint 1990 im Militärverlag der DDR.

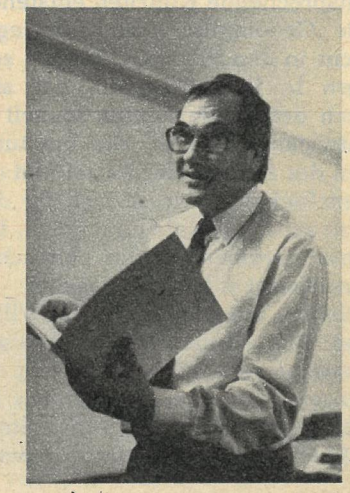
1 Die NÖP ersetzte die Ablieferungspflicht durch die Naturalsteuer, ließ privaten Handel und Gewerbe zu und erprobte verschiedene Anreize zur Steigerung der Produktion.
2 Während des Bürgerkriegs betriebene Politik, die gekennzeichnet war durch starke zentralisierte staatliche Leitung, die Einführung der Ablieferungspflicht für die Bauern und eine beschleunigte Nationalisierung.

Fotos: Aus Wolkogonow „Triumph und Tragödie" (3), Zentrales Staatliches Archiv der UdSSR (1), Archiv Berliner Verlag (1)

FREIE WELT

Tourismus

Minister im Streß



Prof. Dr. sc. Bruno Benthien, Minister für Tourismus, gewährte FREIE WELT folgendes Interview:

FW: Das von der Koalitionsregierung Modrow begründete Ministerium für Tourismus hat seit dem 2. Januar 1990 eine offizielle Adresse: Johannes-Dieckmann-Straße 42–48, Berlin, 1086. Haben Sie schon viel zu tun?

Prof. Benthien: Meine kleine, emsige Mannschaft, die sich im ersten Monat meiner Amtszeit aus lediglich 15 Mitarbeitern zusammensetzte, wühlt sich gegenwärtig durch eine wahre Flut von Post aus der DDR und aus dem Ausland. Wir bemühen uns sehr, nichts zu übersehen, bitten aber um Verständnis, wenn wir unter den gegebenen Umständen nicht in der Lage sind, jedem Briefschreiber eine individuelle Antwort zu schikken. Fest steht: Keine gute Idee geht verloren! Unsere Bürger unterbreiten zahlreiche Vorschläge, was man besser machen kann als in der Vergangenheit. Da geht es um Campingplätze, touristische Objekte oder die Urlaubsgestaltung für bestimmte Altersgruppen. Älteren Bürgern, stellten wir fest, wird bisher noch zu wenig geboten, und dieses Wenige ist oft auch finanziell unerschwinglich.

FW: Letzteres betrifft aber nicht nur Rentner. Der Preisrekord im organisierten Auslandstourismus wird bei uns zur Zeit auf dem China-Trip erreicht: rund 13 000 Mark! Wer sich das leisten will, muß eine „lebenswichtige" Entscheidung treffen...

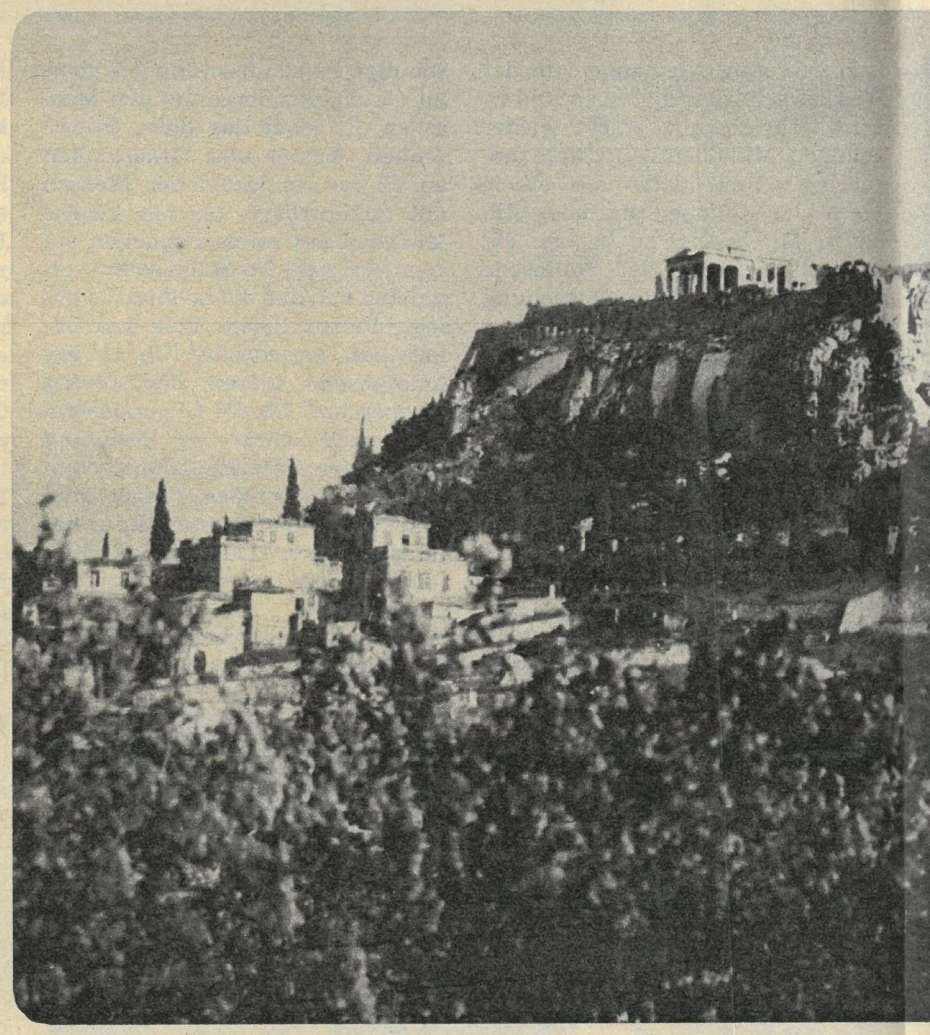
Prof. Benthien: Die Preise bestimmt natürlich nicht der Minister für Tourismus. Sie werden uns vom Weltmarkt und vom Verrechnungskurs unserer Währung diktiert. Daher müssen wir auf dem sehr geschäftsharten internationalen Tourismusmarkt solange diesen hohen Aufwand betreiben, bis wir insgesamt effektiver wirtschaften und unser Geld mehr wert ist. Die Subventionierung von Auslandsreisen, die übrigens schon vor Jahren abgeschafft worden ist, kann sich niemand in der Welt leisten. Wie es auch Volkes Wille ist, wendet sich die Wirtschaftsreform unserer Regierung gegen falsche Subventionen. Das schließt jedoch nicht aus, daß der Jugendtourismus auch weiterhin in bestimmtem Maße von der Regierung gestützt werden wird.

FW: In diesen Tagen werden die ersten DDR-Bürger ihre 200 DM eintauschen. Damit kommt aber keiner sehr weit. Wird das organisierte Reisen aus dem von der DDR und der BRD geschaffenen gemeinsamen Devisenfonds gefördert? So könnte das Reisebüro der DDR Verträge über neue Reiseziele in nichtsozialistische Länder abschließen, die unsere Touristen dann in Mark der DDR kaufen.

Prof. Benthien: Der gemeinsame Fonds wurde entsprechend der getroffenen Übereinstimmung ausschließlich zur Finanzierung von Reisezahlungsmitteln für Bürger der DDR geschaffen. Eine Verwendung zur Erweiterung des organisierten Tourismus in nicht ialistische Länder ist deshalb nicht vorgesehen. Das heißt jedoch nicht, daß er nicht gefördert wird: Bereits für 1990 werden zusätzliche Valutamittel für solche Reisen bereitgestellt werden.

FW: Sicher obliegt Ihnen, Herr Minister, auch die Prüfung exklusiver Objekte, die bis zur Oktoberrevolution 1989 nur Auserwählten zugänglich waren, ob sie für die touristische Nutzung geeignet sind?

Prof. Benthien: Im Augenblick ist das ein Hauptarbeitsgegenstand in unserem Ministerium. Eine Reihe ehemaliger Gästehäuser und Ferienheime könnten durchaus vom Reisebüro übernommen werden, beispielsweise der Vilm, die naturgeschützte, Rügen vorgelagerte Insel. Das Objekt besteht aus



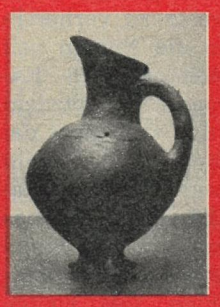
Eine Reise nach Athen ...

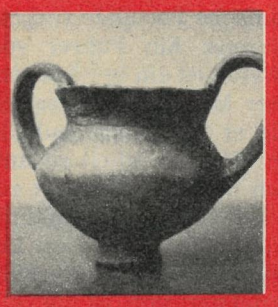
Offen für alle

Athen, Delphi, Nauplia, Olympia! Klangvolle Namen. Für den DDR-Normaltouristen bis dato aber eher mystisch wie besagtes Orakel... Gehörten doch Reisen nach Griechenland in unseren Breiten zu den Privilegien, die nun abgeschafft sind. Seit 1990 zählt zu den neuen Freuden in unserem Leben, daß man jetzt im Reisebüro der DDR auch eine solche Tour buchen kann: Athen–Delphi–Nauplia–Athen. Jetzt gilt nur noch: Wer zuerst kommt, reist zuerst.

Die ersten acht Gruppen (je 40 Touristen) fliegen von Anfang Februar bis Mitte März nach Athen. Dauer: 1 Woche. Kosten: ab 5900 bis 6100 Mark. Von September bis Mitte November befördert das Reisebüro der DDR 16 Gruppen für 1 Woche und 12 Gruppen für 2 Wochen in den Süden.

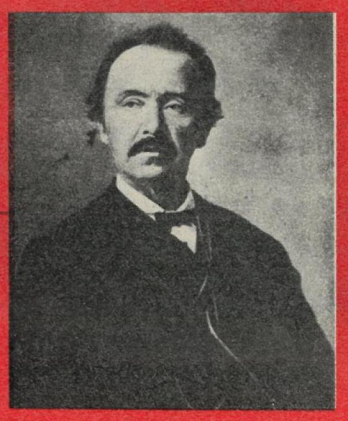
Wenn wir aus dem teuren, allerdings wirklich weltoffenen Reiseangebot 1990 gerade Griechenland hervorheben, gibt es dafür einen besonderen Anlaß. In diesem Jahr begehen wir und die Weltöffentlichkeit den 100. Todestag des Mannes, der das legendäre Troja entdeckte, für den Griechenland zur Wahlheimat wurde: Heinrich Schliemann. Ihm, dem einst bespöttelten „Heringsbändiger" aus Neubukow, der sich dann zum erfolgreichen Großhändler in Petersburg aufschwang, verdanken wir, daß die seit Jahrtausenden zum Kulturgut der Menschen gehörenden griechischen Sagen ein reales Umfeld erhielten. Das Museum für Ur- und Frühgeschichte der Staatlichen Museen zu Berlin und das Archäologische Museum Athen bereiteten erstmals ge-





Die Akropolis

meinsam eine Schliemann-Ausstellung mit Funden aus Troja und aus den Königsgräbern von Mykene vor. Diese aufsehenerregende Ausstellung wird im Frühjahr und Sommer in Athen und von Oktober bis Dezember in Berlin zu bewundern sein. Von den rund 2500 Funden aus Troja, die das Berliner Museum besitzt, gehen u. a. auch diese kostbaren Stücke auf die Reise, die FREIE WELT mit freundlicher Genehmigung von Frau Eva Zengel, der Direktorin, hier vorstellen kann. *Volker Hempel*



elf Bungalows im gepflegten Landhausstil. Kapazität: 55 Betten. Bei konsequenter Beachtung und unter Einbeziehung des Naturschutzes könnten dort Touristen, die eine naturnahe Landschaft lieben, ihren Urlaub verbringen. Die FREIE WELT, so meine Empfehlung, könnte die Erschließung des Vilm in einer Reportage behandeln.

***FW:** Ihre Anregung greifen wir sofort auf, Herr Minister. Sie, Prof. Benthien, vertreten die LDPD in der Regierung. So interessiert Sie sicher besonders, wie es auf Ihrem Fachgebiet mit privaten Initiativen der Bürger steht?*

Prof. Benthien: Das ist richtig. Aus den vielen Anträgen an unser Ministerium geht hervor, daß so mancher gern ein privates Reisebüro eröffnen würde. Vielfach zeigte sich jedoch, daß dieses Metier unterschätzt wird. Mit einem kleinen Büro, einem kleinen Bus und einem netten Lächeln allein ist es im Tourismus nicht getan! Doch manche Anträge haben durchaus Aussicht auf Realisierung, da sie zur Verbesserung der touristischen Infrastruktur beitragen.

Für die Prüfung und Genehmigung solcher Anträge, auf dem Gebiet des Tourismus kleine Gewerbebetriebe zu gründen, sind die Räte der Kreise zuständig. Gegenwärtig arbeiten wir gemeinsam mit anderen staatlichen Organen daran, die notwendigen rechtlichen und anderen Rahmenbedingungen für eine solche Gewerbetätigkeit zu schaffen. Dazu zählen u. a. einheitliche Richtlinien für die Festlegung von Preisen für touristische Leistungen. Wahrscheinlich muß auch diese und jene Zulassungsbestimmung, beispielsweise die Betten-Untergrenze bei gewerblicher Vermietung, neugefaßt werden. Gute Ideen jedoch, die die touristische Palette erweitern, einschließlich Genehmigungen für örtliche Reiseunternehmen, wird mein Ministerium unterstützen und anregen.

***FW:** Sie sprachen auch von der Post aus dem Ausland. Gibt es interessante Anfragen?*

Prof. Benthien: Wir erhielten Anträge, an unserer Küste neue Yachthäfen zu bauen und die Ostseehäfen der DDR anlaufen zu dürfen. Es gab Angebote zur Beteiligung am Bau mittlerer und kleiner Hotels und Pensionen, die wir dringend brauchen. Ausländische Baufirmen regen eine Zusammenarbeit bei der Rekonstruktion denkmalgeschützter Stadtteile oder Gebäude an. All das wird zur Zeit gründlich geprüft. Wenn bei solchen Angeboten etwas heraussprungt, steht ihnen nichts im Wege.

***FW:** Und was können wir aus eigener Kraft zur Verbesserung unserer touristischen Infrastruktur tun?*

Prof. Benthien: Sehr viel! Wenn wir den vielen guten Ideen freien Lauf lassen. Es ist damit zu rechnen, daß die Gemeinden und Kommunen manches voranbringen, wenn sie Ergebnisse, für sie nutzbare ökonomische Ergebnisse des Tourismus sehen. Nur ungeduldig darf man dabei nicht werden. Fälschlicherweise wird geglaubt, daß der Tourismus „schnelles" Geld bringt. Er bringt viel Geld, wenn die Investitionen zum Tragen kommen. Sie bedürfen aber einer bestimmten Laufzeit.

***FW:** Nach dem Treffen der Regierungschefs Modrow und Kohl in Dresden hatten Sie, Herr Minister, ein Gespräch mit Staatssekretär Beckmann vom Bundeswirtschaftsministerium, der in der BRD für den Tourismus zuständig ist. Kam es zu Vereinbarungen?*

Prof. Benthien: Herr Beckmann und ich haben uns über die gemeinsame Fachgruppe Tourismus, deren Bildung die Regierungschefs beschlossen hatten, verständigt. Dieses Gremium, bestehend aus Experten beider Seiten, wird sich paritätisch zusammensetzen und in den nächsten Tagen in Berlin über die Prioritäten seiner Arbeit beraten. Die gemeinsame Fachgruppe wird kurz-, mittel- und langfristige Beiträge im Sinne der Vertragsgemeinschaft von DDR und BRD zu leisten haben. Einiges ist auf touristischem Gebiet bereits in Gang gekommen. So gibt es erste vertragliche Beziehungen zwischen den Reisebüros, und die Hotelketten bauen ihre ökonomischen Beziehungen aus. Natürlich müssen wir das Problem angehen, neben dem organisierten Tourismus, der die vorhandenen Kapazitäten voll ausschöpfen sollte, auch der Entwicklung des individuellen Tourismus Impulse zu geben.

***FW:** Erfreulicherweise haben sich kürzlich die Reisebedingungen für unsere Bürger in traditioneller Reiserichtung verbessert. Außer Rubel und Złoty können nun auch ČS-Kronen, Lei und Lewa unbegrenzt umgetauscht werden. Wie, Herr Minister, bewerten Sie generell die touristischen Aussichten für 1990?*

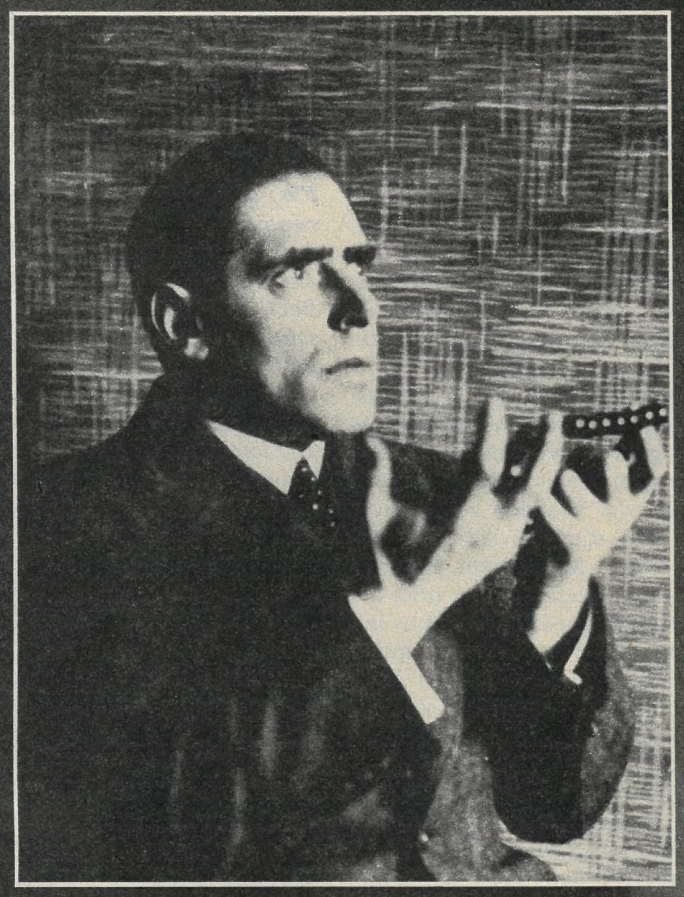
Prof. Benthien: Es wird für die Bürger unseres Landes – davon bin ich fest überzeugt – wirklich ein Jahr des Tourismus werden können. Wesentlich mehr DDR-Bürger werden als Touristen ins Ausland fahren, in verschiedene Nachbarländer und darüber hinaus. Die Bürger selbst pflegen über Verwandte, Freunde, Bekannte und auch Organisationen weit mehr Beziehungen als über das Reisebüro. Das Devisenproblem verringert sich, wird der devisenlose Reiseaustausch, zwischen Betrieben und Schulen beispielsweise, entwickelt. Auch die Freundschaftsgesellschaften bekommen neue, schöne Aufgaben. Natürlich werden wir uns 1990 gleichzeitig auch als gute Gastgeber gegenüber ausländischen Touristen zu bewähren haben.

Interview: Volker Hempel

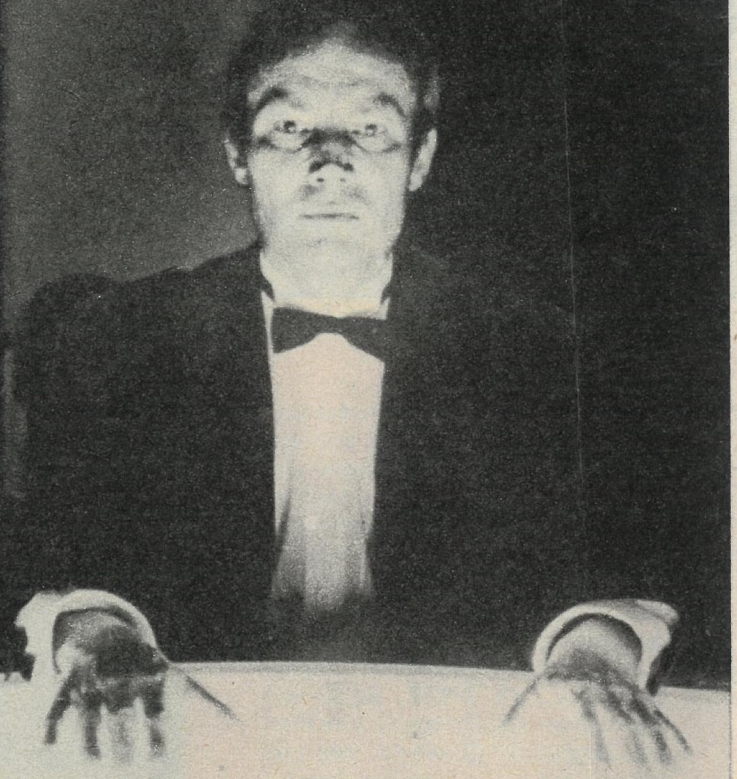
Fotos: V. Hohlfeld (4), U. Völkner; Repros (3)

ICH SAH IM KINO:

HANUSSEN



Der echte Scharlatan 1932 im Berliner Varieté „Wintergarten“ (oben), im Film Klaus Maria Brandauer als Eric Jan Hanussen (rechts)



Ein Film mit schönen und schrecklichen Bildern, ein Hauptdarsteller, an dem man sich nicht sattsehen kann, eine Geschichte, die höchste Spannung ermöglicht – und doch fühlte ich mich getäuscht, enttäuscht. Am Ende eine Originalaufnahme des Reichstagsbrandes von 1933. Sie regt kaum noch auf, das Signalfeuer des Nazi-Aufstiegs wurde tausendfach übertroffen durch die Menschheitskatastrophen, die darauf folgten. Was hat seitdem alles gebrannt, was alles ist geschehen und geschieht weiter?

Phantasieprodukte können noch so irrsinnig sein, an die Ungeheuerlichkeiten des Lebens reichen sie nicht heran. Der Hellseher Hanussen, als Herschel Steinschneider 1889 in Wien geboren, war trotz des Erfolges bei einem mythensüchtigen Volk nur ein kleiner Ganove. Er hatte seine Helfer im Publikum, die beim Einsammeln der Fragezettel Informationen herauslockten, und er sicherte sich außerdem durch ein Signalsystem, in dem bestimmte Wörter, die ein Assistent verwandte, den Inhalt verdeutlichten. Daß ein mittelmäßiger Trickbetrüger zu völkischem Ruhm gelangte, ist schon ein Stoff, aus dem Filme zu machen sind. Aber Regisseur István Szabó und Klaus Maria Brandauer haben dem Mann zuviel Geist und Charakter gegeben. Es wäre interessanter gewesen, bei der Wahrheit zu bleiben, die widersprüchlicher und widersinniger ist als die erfundene Story, mit der dem Zuschauer über 50 Jahre nach dem ruhmlosen Ende des Schwindlers noch der Glaube an dessen telepathische Kraft oktroyiert wird. Statt dessen hätten die massenpsychologischen Wurzeln des Wunderglaubens, der schließlich auch einem Hitler dienlich war, bloßgelegt werden sollen. Die Gefahr, daß der politische Schwindel sich wiederholt, daß falsche Propheten mit falschen Bildern und Versprechungen Völker in die Irre führen, ist nach wie vor groß.

Es mag Szabó unwichtig oder störend vorgekommen sein, daß Steinschneider Jude war und den verräterischen Vornamen in den deutschen Hermann verwandelte, ehe er dem Germanenwahn durch das nordisch getönte Pseudonym Eric Jan Hanussen entsprach. Warum aber läßt er weg, daß der Mann Antikommunist war? Er stellte Hitler Horoskope und suggerierte in Séancen am gläsernen Tisch dessen unausbleiblichen Sieg. „Die Welt wird nicht bolschewistisch, im Gegenteil, sie wird faschistisch. Über Deutschland kommt eine starke Faust.“

Der Film-Hanussen ist ein künstlerisch veranlagter, intuitiv handelnder Seelenanalytiker, der Menschen helfen, sie ermutigen, auch amüsieren will. Die berührende Darstellung seiner Leiden nach ei-

Klaus Maria Brandauer
über seine Rolle –
„es ist mir nicht
leicht gefallen,
diesen Mann
zu spielen."

Das Ende eines Helden,
der in Wahrheit
keiner war –
Hanussen und seine Geliebte
werden von SA-Männern
liquidiert.

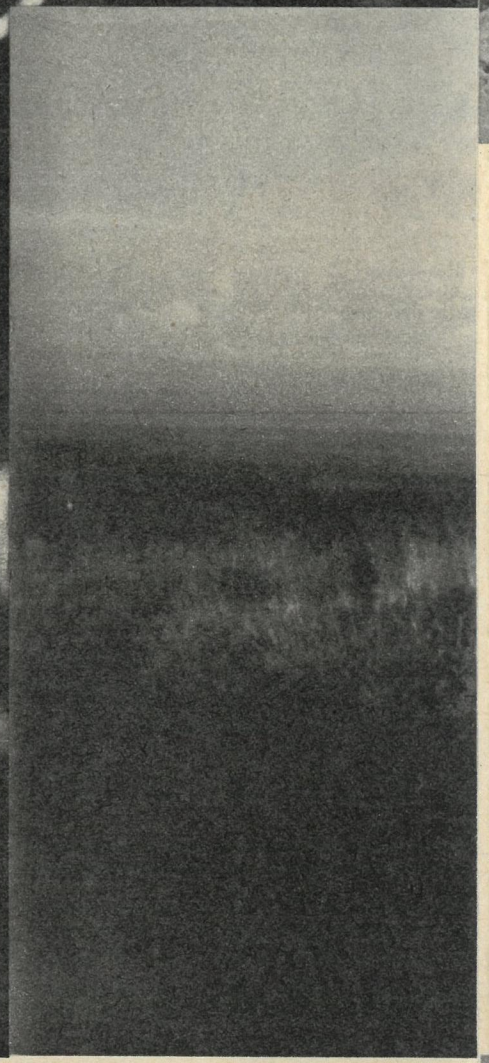
ner Kopfverletzung im ersten Weltkrieg macht ihn sympathisch. Mehr aus Versehen als aus Geschäftssinn gelingt es ihm, die Gunst des Publikums zu erringen, das Antwort auf Existenzfragen ersehnt. Was wird aus uns? Eine Frage, die sich auch heute viele stellen. Es fällt ein schöner Satz in diesem Zusammenhang: Eins der grundlegenden Menschenrechte ist ein menschenwürdiges Sicherheitsgefühl. Wo es fehlt, das zeigt dieser Film, und das zeigt auch das Leben, haben Demagogen leichtes Spiel.

Der echte Hanussen diente den Nazi-Demagogen ganz bewußt. In Szabós Geschichte gerät er arglos in ihre Fänge, erlaubt sich Spielchen mit ihnen, versetzt einen SA-Lümmel auf der Bühne in Trance, bis der wie ein Hahn zu krähen beginnt. Die Rache ist tödlich. Der Gedemütigte wird der Mörder des Hellsehers. Ein mehr oder weniger privates Tatmotiv. In Wahrheit haben sich die Nazis des Scharlatans entledigt, weil er ihnen lästig wurde. Er prahlte damit, „der Jid des Führers" zu sein, er pumpte ihnen Geld und war als Gläubiger indiskret. Er wußte zuviel. Das Mitleid, das der Film für diesen Mann erregt, ist durch die Geschichte nicht gerechtfertigt. Wohl aber die Warnung vor dem Risiko, sich mit der Machtgier zu verbünden. Gerade Künstler müssen sich davor hüten. Das zeigt Szabós berühmter „Mephisto", das soll auch „Hanussen" zeigen. „Wenn wir über unsere Gegenwart sprechen wollen", erklärte der Regisseur, „müssen wir wissen, von wo wir gekommen sind". Ein guter Vorsatz. Er hätte ihn für meine Begriffe konsequenter befolgen müssen, um mit der Geschichte eines kurzsichtigen Hellsehers Geschichte tatsächlich aufzuhellen.

Gisela Karau

Amerika, Amerika

Tino Eisbrenner, geboren 11. 11. 62 / EOS / Armee (1 1/2 Jahre) / Musikschule Friedrichshain (Beruf Musiker) / 1984 bis 1986 JESSICA (3mal Nachwuchsband des Jahres) / 1986 LP „SPIELER“ / seit 1987 Tino solo (Bronze-Disc beim Internationalen Talentefestival Bregenz, Österreich) / Auslandsgastspiele UdSSR, Ungarn, ČSSR. Erste Solo-LP „TINO“ 1989 / Zur Zeit Arbeit an musikalischem Band-Projekt „Stormy Monday“ / Soeben von einem Nikaragua-Gastspiel zurück, schreibt er für FREIE WELT über erste Eindrücke.



Es ist schon ein merkwürdiges Gefühl, aus heiterem Himmel und am Telefon gefragt zu werden: Willst du nach Amerika fliegen? Sofort jauchzt man: Natürlich, was für eine Frage. Amerika! Amerika! Amerika?! Wollen die mich wirklich nach Amerika schikken...?

Jetzt erst setzte mein Verstand wieder ein. Ich bekam mit, wovon der Herr im Blauhemd am anderen Ende der Leitung eigentlich sprach. Es waren nicht die Manhattan-Skyline, die Golden Gate Bridge oder die Freiheitsstatue, nicht Dallas, Denver, Las Vegas oder Hollywood, nicht das Amerika von Marlon Brando oder Prince, David Bowie, Jane Fonda, Walt Disney oder Spielberg. Der Mann am Telefon sprach von NIKARAGUA. Wahlkampf, Konterrevolution. Und Präsident Daniel Ortega hatte gestern den Waffenstillstand aufgehoben... Von dort kam die Einladung des Sandinistischen Jugendverbandes für Tino und Band. Eine Soli-Aktion zur Unterstützung der Wahlpropaganda der FSLN, finanziert vom Zentralrat der FDJ. Leider ist dieser wohl doch nicht so finanzkräftig, wie es bei den diversen Feierlichkeiten der FDJ-Vergangenheit immer den Anschein hatte. Oder lag es daran, daß man eben wählen mußte zwischen Fackelzug und Feuerwerk auf der einen und kompletten künstlerischen Produktionen im Ausland auf der anderen Seite? Jedenfalls reichte der FDJ-Fonds in diesem Falle nur für die Verschickung von zwei Leuten. Nach den üblichen, nicht allzu heftigen, weil ohnehin sinnlosen Diskussionen zu diesem Thema machten wir uns (mein Gitarrist und Freund André Drechsler und ich) am sechsten November auf den Weg. Die Reise selbst war umständlich und strapaziös. Wir mußten einleitend nach Moskau fliegen, um nach fünfstündigem Aufenthalt das Flugzeug nach Managua besteigen zu können. Der Moskauer Flugplatz zeigte sich in dieser Nacht nicht besonders gastlich. Ein einziges geöffnetes Büfett für viel zu viele Reisende. Wir aber hatten Zeit. Viel Zeit und doch nicht genug, Abstand zu bekommen zu den Ereignissen der letzten Tage und Wochen, zu den Verhältnissen in unserem eigenen Land. Nie war mir bewußter gewesen, wie sehr Kunst auch Waffe sein kann und muß. Just in diesen Tagen nun flogen wir los, um unsere Kunst in einem anderen Land Waffe sein zu lassen. Inspiration und Motivation für das, was wir bei uns sagen und erreichen wollten, versprachen wir uns natürlich auch, ebenso die Erweiterung unseres allzu beschränkten DDR-Musikantenhorizonts.

Ein tropischer Hitzewall empfing uns auf dem kleinen, provinziell anmutenden Flugplatz. Riesige Farnwedel und Palmen, braune Augen und spanisches Stimmgewirr verrieten, daß wir endlich angekommen waren in Managua, Hauptstadt Nikaraguas, nach einunddreißigstündiger Reise. Dies war auch der Augenblick, von dem an die Welle von Eindrücken über uns zusammenschlug, und mir ist noch heute, Wochen danach, wie nach dem letzten Paukenschlag einer bis dahin ungehörten Sinfonie, die dich begeistert hat und aufgewühlt und wo sich die Erinnerung an die Details nur langsam einstellen will. Zur politischen und besonders zur militärischen Situation läßt sich sagen, daß es der Sandinistischen Befreiungsarmee nach Aufhebung des Waffenstillstandes gelungen war, konterrevolutionäre Aktionen territorial einzudämmen. Von unseren Auftritten waren demzufolge nur zwei ein wenig riskant. Einer wurde von der DDR-Botschaft wegen ernsthafter Gefahr abgesagt. Unsere kleine Tournee war seitens der Sandinisten bestens organisiert und erstaunlich getimed, geht man davon aus, daß die Nikaraguaner mit unserer preußischen Pünktlichkeit eigentlich gar nichts am Hut haben. Sehr schnell sollten wir lernen, daß ein auf 12 Uhr angesetzter Termin grundsätzlich frühestens ab 14 Uhr realisiert wird. Trotzdem war es möglich, ein tägliches Programm von drei Auftritten, Interviews und Touristik zu absolvieren. Den einzigen Ausfall verschuldeten wir, als uns am fünften Tag das Tropenfieber niederraffte. Seit der Eroberung durch die Spanier, die das Land nicht bevölkerten, sondern lediglich plünderten, ist das Hauptbrandmal Nikaraguas die unbeschreibliche Armut des Volkes, der die FSLN erst jetzt den Krieg erklärt.

Ich habe noch einige Schwierigkeiten, mit der Zeit in Nikaragua klarzukommen. Ich erinnere mich an die langen Straßen, umsäumt von Regenwald und unzähligen Vulkanen. An die jahrhundertealten Städte mit den flachen, völlig verrotteten Häusern. Aber auch daran, daß ich ein sehr stolzes, sehr aufrechtes Volk sah. Ich begann nachzudenken. Nicht darüber, was es nicht hatte, sondern darüber, was es hatte. Was mich bedrückte, war der Abfall der europäischen Länder, wo ich zu Hause bin. Mir schoß durch den Kopf, daß auch an uns eine gefährliche Armut nagt. Obwohl wir doch nach außen reich erscheinen, sind wir oft geistig arm – in Nikaragua ist es umgekehrt. Die Menschen dort kämpfen gegen Unterernährung, Analphabetentum, Seuchen, aber sie sind warmherzig, charmant und unverkrampft. Jeden Atemzug scheinen sie zu genießen. Fast hat es den Anschein, als könne man tatsächlich von der Liebe leben. Dieses wunderbare Feeling, diese Herzlichkeit im wirklichen Wortsinne, und natürlich auch die malerische Landschaft, gerahmt von Pazifik und Atlantischem Ozean, brachten uns binnen weniger Tage dazu, beim Abschied tieftraurig zu sein. Ich hatte das Gefühl, träumend den Horizont berührt zu haben und scheute mich vor dem Erwachen.

Wird es uns gelingen, ein Vertrauensverhältnis zwischen Regierung und Volk zu entwickeln, wie ich es in Nikaragua gesehen habe? Werden wir unsere inneren Werte bei den immer ausgiebigeren Einkaufstouren verlieren oder achtlos niedertrampeln? Sind wir reif genug für die Welt, die jetzt endlich offen ist für uns? Und begreifen wir sie nicht als große DDR, sondern als Welt?

Fotos: U. Völkner, T. Eisbrenner

Iwan Denissowitsch

Alexander Solshenizyn

Der russische Autor Viktor Astafjew, in der DDR ins Gespräch gekommen mit seinem vieldiskutierten Roman „Der traurige Detektiv", äußerte sich unlängst über einen berühmten Kollegen: Alexander Solshenizyn. Das Moskauer Verlagshaus „Sowjetskaja Rossija" nämlich hat für Anfang 1990 die Veröffentlichung dreier früherer Solshenizyn – Werke angekündigt, darunter die berühmte, autobiographisch geprägte Gulag – Novelle „Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch", deren Erstdruck noch Michail Gorbatschows antistalinistischer Vorgänger Nikita Chruschtschow 1962 angeordnet hatte. „Vor dem sowjetischen Leser erscheint endlich der größte Schriftsteller der Gegenwart, der selbstlose Streiter für Geist und wahren Sinn, der sich aufschwingt zu den tragischen, schrecklichen Momenten unserer Geschichte", so Astafjew. „Solshenizyn hat den einfachen russischen Menschen mit Würde beschrieben. Man kann ihn auf die Knie zwingen wie Iwan Denissowitsch Schuchow, aber es ist schwer, ihn zu erniedrigen. Und wenn es das einfache Volk erniedrigt, so erniedrigt jedes beliebige System dabei vor allem sich selbst." Solshenizyns Novelle handelt an einem bitterkalten Januartag des Jahres 1951. FREIE WELT veröffentlicht mit freundlicher Genehmigung des Luchterhand Literaturverlages Frankfurt/Main einen Auszug.

Genau hinter dem Gittertor, hinter der Baustelle und dem weit entfernten Stacheldrahtzaun auf der gegenüberliegenden Seite, geht die Sonne groß, rot, dunstverschleiert auf. Aljoschka, neben Schuchow, sieht in die Sonne und freut sich, ein Lächeln um die Lippen. Sein Gesicht ist eingefallen, er muß mit seiner Ration auskommen, verdient sich nirgendwo etwas dazu – worüber freut er sich? Sonntags hockt er mit den anderen Baptisten zusammen. Sie schütteln das Lager von sich ab wie die Gans das Wasser.

Der Gesichtsschutz, dieses Läppchen, war während des Marsches vom Atmen ganz feucht geworden und in der Kälte zu einer Eiskruste erstarrt. Schuchow streifte ihn vom Gesicht, ließ ihn um den Hals hängen und stellte sich mit dem Rükken gegen den Wind. Er hatte den Marsch ganz gut überstanden, nur die Hände in den abgetragenen Fausthandschuhen waren durchfroren, und die Zehen am linken Fuß taub vor Kälte: Der linke Stiefel war versengt und schon zweimal geflickt.

Im Kreuz und im Rücken bis zu den Schultern hinauf zieht und reißt es – wie soll er heute arbeiten?

Er sah sich um – dem Brigadier, der in der Fünferreihe hinter ihm marschiert war, gerade ins Gesicht. Der Brigadier ist breitschultrig und hat ein breites Gesicht. Er sieht finster aus. Er geht mit seiner Brigade nicht gerade zimperlich um, aber er kümmert sich um die Verpflegung, sorgt für große Rationen. Er sitzt schon zum zweitenmal, als besonderer Liebling der GULAG kennt er die Lagersitten in- und auswendig.

Der Brigadier ist im Lager alles: ein guter Brigadier schenkt dir ein zweites Leben, ein schlechter bringt dich unter die Erde. Schuchow kannte Andrej Prokofjewitsch schon in Ust-Ischma, nur war er damals noch nicht in seiner Brigade. Als dann die Achtundfünfziger aus dem gewöhnlichen Lager hierher, ins Sonderlager, geschafft wurden, nahm Tjurin ihn in seine Brigade. Mit dem Lagerkommandanten, der Plan- und Produktionsabteilung, den Bauführern und Ingenieuren hat Schuchow nichts zu tun: Überall steht der Brigadier für ihn ein, er hat eine stählerne Brust. Aber wenn er nur eine Braue runzelt oder mit dem Finger winkt – tu sofort, was er dir sagt. Hau alle im Lager übers Ohr, nur nicht Andrej Prokofjitsch. Dann bleibst du am Leben. Schuchow möchte den Brigadier fragen, ob sie in ihrer gestrigen Arbeitsstelle bleiben oder woanders hinkommen – aber er fürchtet sich, seinen hohen Gedankenflug zu unterbrechen. Gerade erst hat er sie vor der Sozsiedlung bewahrt, jetzt überschlägt er vermutlich die Prozente, denn von der Normerfüllung hängt die Verpflegung für die folgenden fünf Tage ab.

Das Gesicht des Brigadiers ist mit breiten Pockennarben bedeckt. Er steht gegen den Wind – verzieht das Gesicht nicht, die Haut ist wie Eichenrinde.

Die Männer in der Kolonne schlagen die Arme gegeneinander, trampeln mit den Füßen. Gemeiner Wind! Sie hocken doch schon alle auf den Wachtürmen, die sechs Kakadus, und trotzdem dürfen die Häftlinge immer noch nicht in die Zone. Übertriebene Wachsamkeit.

Na endlich! Der Mannschaftsführer und der Kontrollposten kamen aus der Wache, stellten sich zu beiden Seiten des Tores auf, und das Tor wurde geöffnet.

„In Fünferreihen antreten! Eins! Zwei!"

Die Sträflinge marschierten wie bei einer Parade. Nichts wie rein. Und dort braucht uns niemand zu belehren, was wir zu tun haben.

Gleich hinter der Wache ist das Kontor, vor dem Kontor steht der Bauführer und winkt die Brigadiere herbei, die sich ohnehin an ihn wenden. Auch der Häftling Derr, ein Vorarbeiter, geht zu ihm hin, ein gemeiner Lump, hetzt seinesgleichen schlimmer als ein Wachhund. Acht Uhr, fünf nach acht (eben hat der Werkszug gepfiffen), die Vorgesetzten haben nur die eine Sorge, die Häftlinge könnten Zeit vertrödeln,sich in die Wärmeräume verziehen, denn die Sträflinge haben einen langen Tag vor sich und lassen sich Zeit. Wer die Bauzone betritt, bückt sich oft: hier ein Span, dort ein Span, Feuer für unseren Ofen. Und dann verschwinden sie in ihren Schlupflöchern. Tjurin befahl seinem Gehilfen Pawlo, mit ins Kontor zu kommen. Auch Caesar schlug diese Richtung ein. Caesar ist reich, zwei Pakete im Monat, wenn nötig, steckt er jemandem etwas zu – er drückt sich im warmen Kontor herum, als Gehilfe des Normberechners.

Die anderen von der 104. verschwinden sofort.

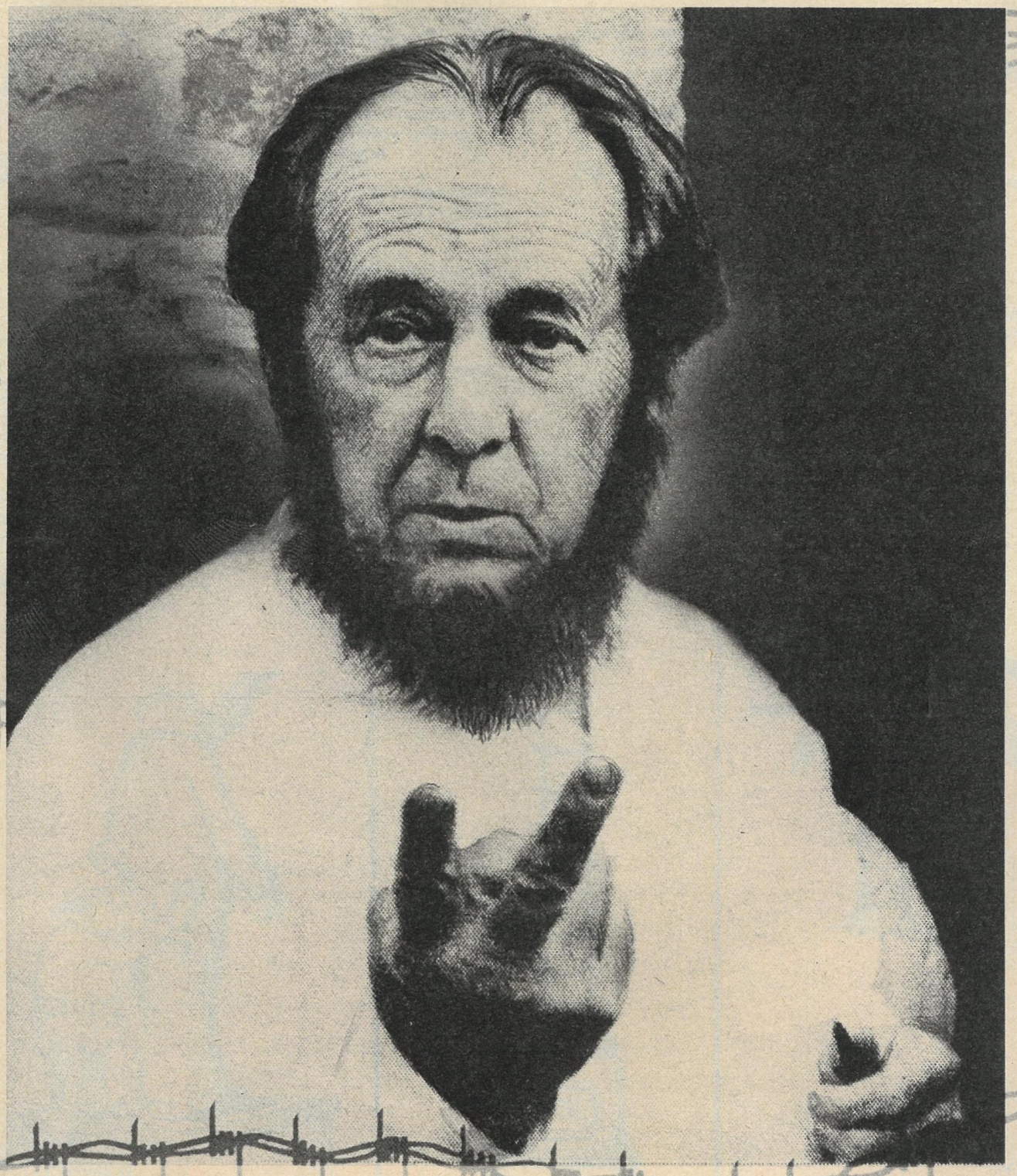
Dunstig rot ging die Sonne über der öden Bauzone auf: Hier unterm Schnee liegen die Platten für die Fertighäuser, dort ist ein Stück Mauerwerk und ein Fundament zu erkennen, ein zerbrochener Baggerausleger liegt herum, ein Kübel, Eisengerümpel, irgendwo ist ein Graben ausgehoben, sind Gruben ausgebaggert, das Autoreparaturwerk ist bis zum Dach hochgeführt, und auf dem Hügel steht das Kraftwerk, dessen Obergeschoß noch im Bau ist.

Alle haben sich verkrochen. Nur die sechs Posten stehen auf ihren Wachtürmen, und rings um das Kontor ist Hochbetrieb. Dieser Augenblick gehört den Häftlingen! Der oberste Bauleiter hat angeblich schon ...zigmal gedroht, die Arbeitsbefehle für die Brigaden bereits abends auszugeben, aber das passiert nie. Weil sie's sich vom Abend bis zum Morgen immer anders überlegen. Dieser Augenblick gehört uns! Bis die Vorgesetzten alles geklärt haben, muß man sich ein möglichst warmes Eckchen suchen, sich still hinsetzen, abschinden kann man sich noch lange genug. Gut, wenn man einen Platz am Ofen findet – man kann die Fußlappen neu wickeln und sich aufwärmen. Das hält die Füße eine Zeitlang warm. Aber selbst ohne Ofen tut die Ruhe gut.

Die hundertvierte Brigade hat sich in die große Halle zur Autoreparaturwerkstatt gesetzt, die schon im Herbst verglast worden ist und wo die achtunddreißigste Brigade Betonplatten gießt. Ein Teil der Platten liegt noch in den Schalungen, andere stehen hochkant, daneben liegen die Armierungen. Die Halle ist sehr hoch, der Boden aus festgestampfter Erde, der Raum läßt sich nicht gut heizen, trotzdem sparen sie hier nicht mit Kohlen: nicht damit die Männer sich hier wärmen können, sondern damit der Beton schneller abbindet. Sogar ein Thermometer hängt hier, und an den Sonntagen, an denen die Häftlinge nicht zur Arbeit ausrücken, muß ein „Freier" hier heizen.

Die Achtunddreißigste läßt natürlich niemand an den Ofen heran, die Brigade sitzt im Kreis um das Feuer, trocknet die Fußlappen. Na schön, bleiben wir hier in der Ecke, macht nichts. Mit dem Hinterteil seiner abgewetzten Wattehose machte es sich Schuchow auf dem Rand einer Verschalung bequem, mit dem Rücken lehnte er sich an die Wand. Als er sich zurücklehnte, spannten sich Wattejacke und Weste, und auf der linken Seite, nahe dem Herzen, spürte er den Druck von etwas Hartem. Es war eine Kante von dem Stück Brot, das er in der inneren Brusttasche aufbewahrte, seine halbe Frühstücksration, die er sich zum Mittagessen mitgenommen hatte. Er nahm immer ein Stück zur Arbeit mit und rührte es bis Mittag nicht an. Die andere Hälfte aß er sonst immer zum Frühstück, heute hatte er noch kein Brot gegessen. Schuchow merkte, daß er gar nichts gespart hatte: Es verlangte ihn so heftig danach, das Brot jetzt im Warmen zu essen. Bis zum Mittag waren es noch fünf lange Stunden.

Der ziehende Schmerz war jetzt vom Rücken in die Beine gewandert, sie waren ganz schlapp. Ach, wenn er doch am Ofen sitzen könnte! Schuchow legte die Fausthandschuhe auf die Knie, knöpfte



sich die Jacke auf, band den vereisten Gesichtsschutz vom Hals los, knickte den Lappen ein paarmal zusammen und steckte ihn in die Tasche. Dann zog er das eingewikkelte Brot aus der Brusttasche, und während er den weißen Lappen darunterhielt, damit kein Krümelchen verlorengehe, biß er winzige Stücke ab und zerkaute sie langsam. Das Brot hatte er unter zwei Kleidungsstücken getragen, es mit seinem Körper gewärmt – deshalb war es kein bißchen gefroren.

Im Lager dachte Schuchow oft daran, wie man früher im Dorf gegessen hatte: Kartoffeln – ganze Pfannen voll, Grütze – ganze Töpfe voll und noch früher: Fleisch – Riesenstücke. Und Milch hatten sie gesoffen, bis ihnen fast der Bauch platzte. Im Lager hatte Schuchow gelernt, daß es nicht auf die Mengen ankam. Die Gedanken müssen ganz beim Essen sein – wenn er jetzt die winzigen Stücke abbeißt, sie mit der Zunge zerdrückt, sie aussaugt –, wie gut schmeckt das feuchte Schwarzbrot dann. Das Schuchow nun schon acht Jahre ißt, ein neuntes noch? Macht nichts. Widert's ihn nicht an? Hoho!

Schuchow war mit den zweihundert Gramm beschäftigt, und in seiner Nähe hatte sich die ganze 104. niedergelassen.

Zwei Esten, die wie Brüder aussahen, saßen auf einer niedrigen Betonplatte und rauchten abwechselnd eine halbe Zigarette aus einer Spitze. Beide waren hellblond, hochgewachsen und hager, beide hatten lange Nasen und große Augen. Sie waren immer zusammen, als könnte einer ohne den anderen nicht atmen. Selbst der Brigadier trennte sie nie voneinander. Sie teilten ihr Essen und schliefen nebeneinander auf den oberen Pritschen. Wenn sie in der Kolonne standen, auf den Ausmarsch warteten oder abends schlafen gingen – immer sprachen sie miteinander leise und ohne Hast. Und doch waren sie keine Brüder, sie hatten sich erst hier, in der 104., kennengelernt. Der eine, hieß es, war ein Fischer von der Küste, den andern hatten die Eltern als kleinen Jungen zu Beginn der Sowjetmacht nach Schweden mitgenommen. Als Erwachsener kehrte er aus eigenem Entschluß nach Estland zurück, um dort sein Studium zu beenden.

Man sagt zwar, Nationalität bedeute nichts, in jedem Volk gebe es schlechte Menschen. Aber wie viele Esten Schuchow auch kennengelernt hatte, schlechte waren ihm nie begegnet.

Die Häftlinge saßen noch immer herum, auf Platten, Gußformen oder einfach auf der Erde. Frühmorgens war keiner zum Sprechen aufgelegt, jeder hing seinen Gedanken nach und schwieg. Fetjukow, dieser Schakal, hatte irgendwo Zigarettenstummel aufgesammelt (er ekelte sich nicht einmal davor, sie aus dem Spucknapf herauszuholen), zupfte sie auf den Knien auseinander und schüttete den Rest brauchbaren Tabaks auf ein Papier. Fetjukow hatte drei Kinder, aber als er eingelocht wurde, sagten sich alle von ihm los, und seine Frau heiratete wieder: Er hatte also niemand, der ihn unterstützte.

Bynowski schielte lange zu Fetjukow hinüber, dann schnauzte er ihn an:

„Na, hast du genug Dreck zusammen? Hol dir nur die Syphilis! Schmeiß das verdammte Zeug weg!"

Der Kapitän war es gewohnt, Befehle zu geben, deshalb sprach er mit allen Leuten im Befehlston.

Aber Fetjukow war in keiner Weise auf Bynowski angewiesen – der Kapitän erhielt keine Pakete. Seinen fast zahnlosen Mund zu einem hämischen Grinsen verziehend, sagte er:

„Wart nur, Kapitän, wenn du erst mal acht Jahre gesessen hast, dann sammelst auch du Kippen. Es sind schon ganz andere Leute als du ins Lager gekommen..."

Fetjukow schloß von sich auf andere, aber der Kapitän hatte vielleicht genug Widerstandskraft...

„Was-was?" Der schwerhörige Senka Klewschin hatte nicht alles verstanden. Er dachte, das Gespräch drehe sich darum, wie Bynowski heute früh zum Ausmarsch reingerasselt war. „Du hättest nicht so aus der Haut fahren dürfen!" Er schüttelte bekümmert den Kopf: „Dann wäre alles gutgegangen."

Senka Klewschin war ein Pechvogel. Ein Trommelfell war ihm geplatzt, schon im Jahr einundvierzig. Dann geriet er in Gefangenschaft, türmte, wurde geschnappt, kam nach Buchenwald. In Buchenwald entging er wie durch ein Wunder dem Tod, und jetzt saß er ohne zu murren seine Zeit ab. Wer aus der Haut fährt, meint er, der ist verloren.

Das stimmt, stöhne und beuge dich. Wenn du dich widersetzt, zerbrichst du.

Alexej hat das Gesicht in die Hände vergraben, er schweigt, betet. Schuchow hatte sein Stück Brot fast ganz gegessen, nur von der Kruste, der halbrunden oberen Kruste, hatte er etwas übriggelassen. Weil man mit keinem anderen Löffel die Schüssel so sauber leer essen kann wie mit Brot. Er wikkelte die Kruste sorgfältig in den weißen Lappen, fürs Mittagessen, steckte ihn in die Tasche unter der Weste, knöpfte die Jacke wegen der Kälte zu und war bereit; jetzt konnten sie ihn zur Arbeit schik-

Fortsetzung auf Seite 40

Denken ist das, was aber nicht als Anschauen. Johann W. v. Goethe

Denken ist interessanter als Wissen, aber nicht so interessant als Anschauen.

Nils Werner

Ballade vom allmächtigen Leiter

Überall auf höhren Ebnen
hat man seine Untergebnen,
die man leitet oder nicht.
Doch als Gleichnis und so weiter
reicht uns ein Abteilungsleiter
für ein kritisches Gedicht…

Dieser Mann, den alle kennen
– wollen wir ihn Krause nennen,
gibt sich ziemlich würdesteif.
Mitarbeiter, die ihm schmeicheln
und sein Selbstbewußtsein streicheln,
sind als erste prämienreif.

Diese Leute, wenn sie kuschen
und die Fehlerchen vertuschen,
nennt er stolz sein Kollektiv.
Rügt nun einer gar die Spitze
und hat beßre Geistesblitze,
hängt sofort das Weltbild schief.

Dann ist Krause nicht mehr fröhlich,
nein, dann wird er unausstehlich,
bis das schwarze Schaf sich fügt.
Tut's das nicht, wird nicht gefackelt:
Wenn er glaubt, sein Sessel wackelt,
gibt's nur eins: Der andre fliegt!

Doch schreibt Krause für die Zeitung
über neue, beßre Leitung,
macht er das ganz fabelhaft:
Dann begrüßt er voller Rührung
die moderne Menschenführung
und die Leitungswissenschaft.

Dies Gedicht ist nicht so heiter,
daß es dem Abteilungsleiter
ungetrübte Freude macht.
Doch gestattet, daß ich lache:
Wem es ernst ist um die Sache,
sieht sich Krause an – und lacht.

aus: „Ein Wort kommt munter und keck" Henschelverlag Berlin

Vom Sockel herab

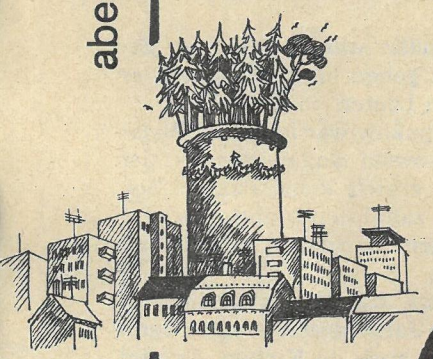
Nichts ist unerträglicher
als die klugen Fürsten,
die anderen Menschen
vordenken wollen.
A. von Humboldt

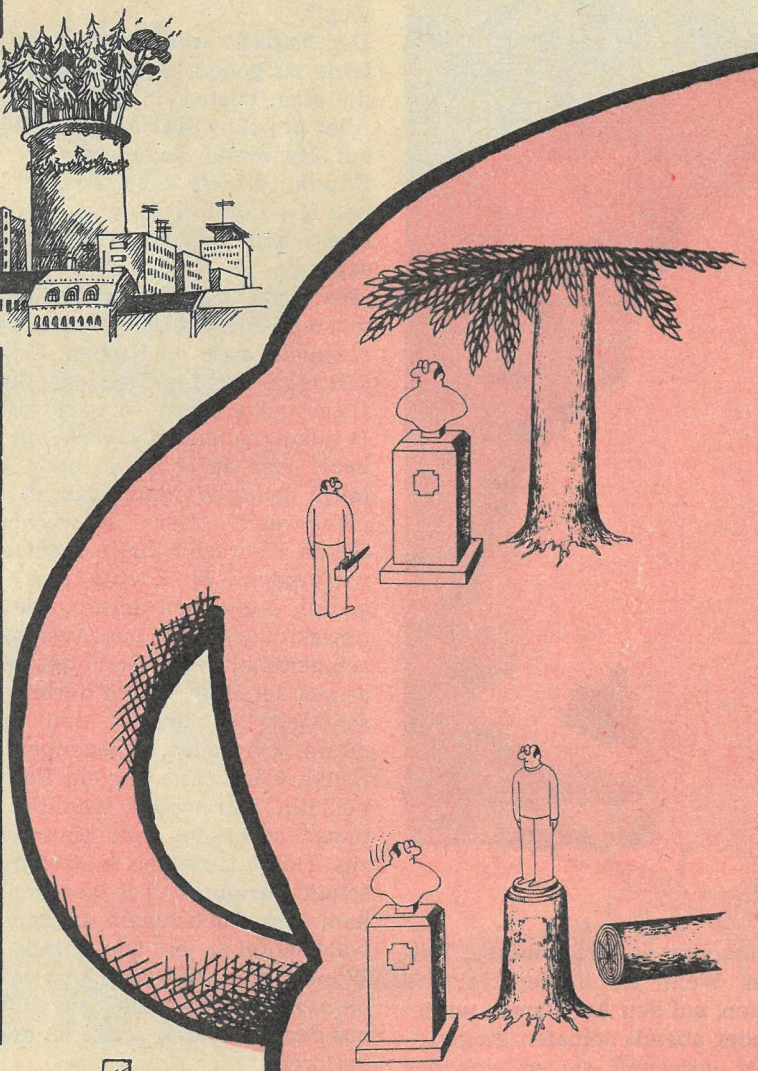
Unerträglich ist die Tyrannei
der Schreier.
Hille

Nach Klarheit strebt das Denken, Magie betreibt man im Halbdunkel.
V. Klemperer

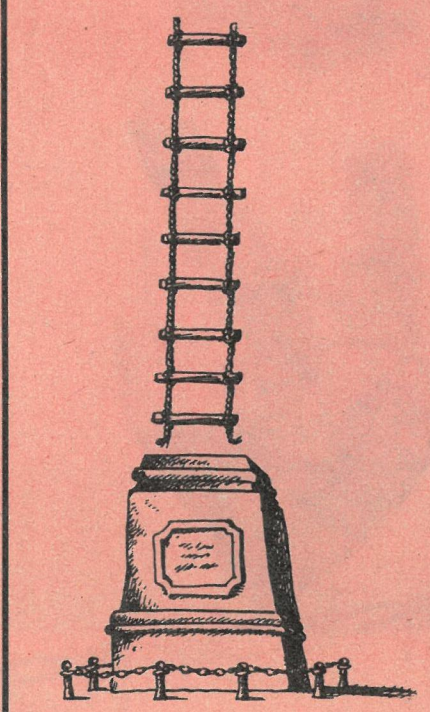
Zuviel Putz ist kein Nutz.

„Wider Denkmalsflegeleien!" Karin Kopp. Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik)

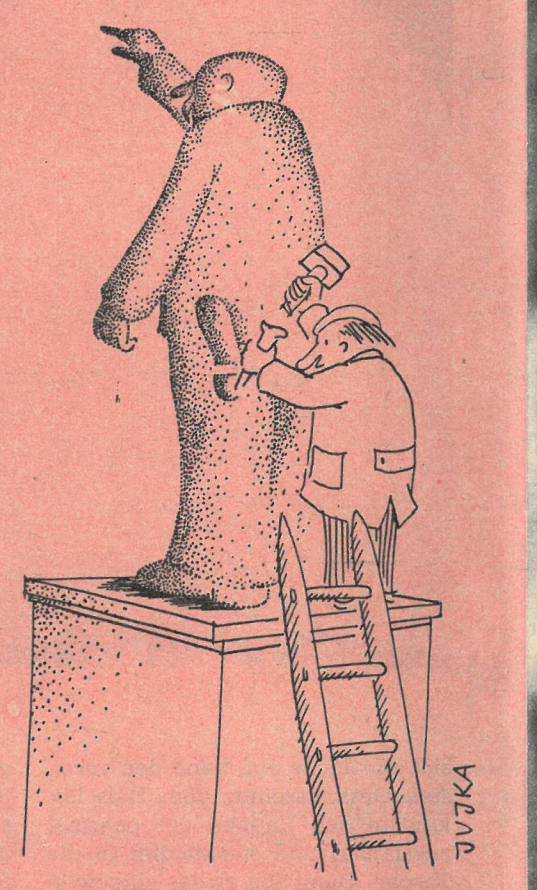




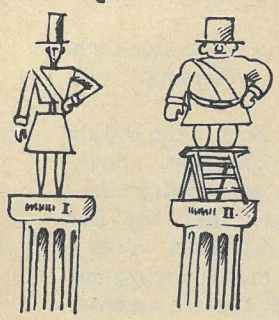
Vlaber, Kaunas

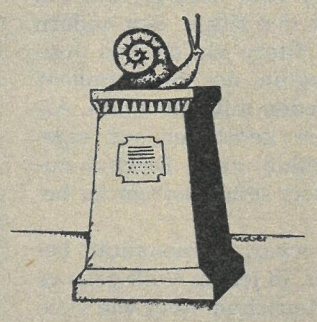


Kasanewski, Kiew



Jujka, Gdansk





Gegen wen ich denke? Gegen diejenigen, die es mir verbieten.
S. Lec

Kriecher-Denkmals-Schneck von Vlaber

J. Siskind

Für immer im Herzen

Vor drei Monaten war Fjodor Nikolajewitsch Andrejew in den Ruhestand verabschiedet worden. Sein Foto prangte an der Wandzeitung, in einem Rahmen aus Feldblumen. Und so schöne Worte standen dort geschrieben, wie sie der Sechzigjährige nie zuvor über sich gehört hatte. „Lieber Fjodor Nikolajewitsch!" sprach der Direktor Timofej Pawlowitsch, „uns allen tut es weh, uns von einem so guten Arbeiter und wunderbaren Kameraden zu verabschieden. Tief verneigen wir uns vor Ihnen und versprechen, daß Sie für immer in unseren Herzen weiterleben werden. Hier sind all Ihre Freunde, hier ist für immer Ihr Zuhause…" Er umarmte Fjodor Nikolajewitsch, küßte ihn dreimal brüderlich: „Wir werden dir immer freundschaftlich beistehen…" sprach er mit Tränen in den Augen und überreichte dem Scheidenden einen Adler. Einen hölzernen Adler. Er hatte die Größe eines Huhnes und saß auf einem Felsen, der einem

Platz!
Kein Mittel ist so geeignet, die Menschen zu ducken und ihnen ihren rechten Platz anzuweisen, wie dies: sie warten, sie dastehn und ohne nachweisbaren Grund warten zu lassen.

Andersen-Nexö

Marmor kann keine Fratzen schneiden

Gerhart Hauptmann

Der Anblick des Prächtigen versetzt den gemeinen Mann in ein gewisses verblüfftes Staunen…

Gogol

Ich habe nimmer den Despotismus zu loben einen Grund gefunden.

Chamisso

Alles kommt davon, daß der Mensch denkt.

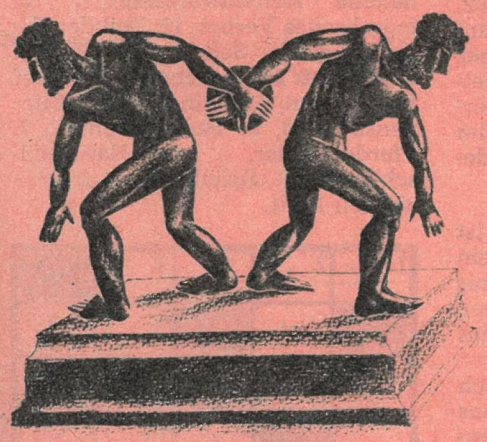
Lew Tolstoi

Größinger

Denk mal an den Sommer!

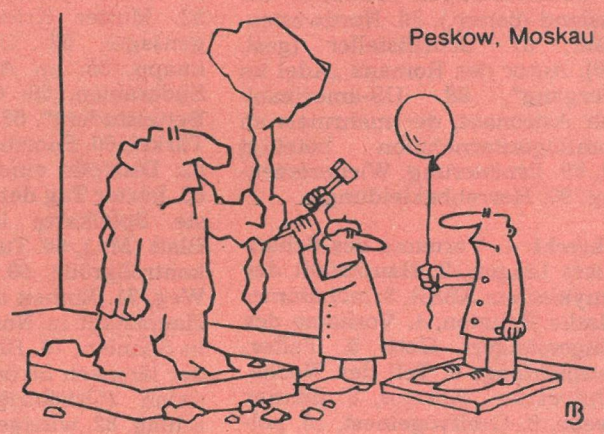
Steger

„Zur Erinnerung an eine ungeheure Eselei!"



Kopelnizky, Tschernowzy

Peskow, Moskau



Nur die Unbegabten reden viel von sich und vor allem laut, und wenn sie solch eine Menge Wörter geredet haben, daß vor ihnen ein ganzer Haufen von Sätzen liegt, steigen sie drauf, als wär's ein Sockel und sie das Denkmal – sonst nämlich, wären sie mit bloßem Auge fast gar nicht zu sehen.

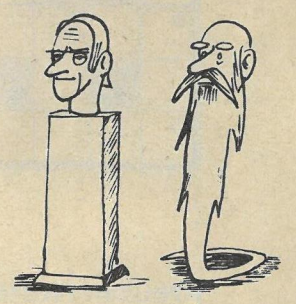
J. Walther

Der Despot ist immer bemüht, zu beweisen, daß ihm niemand etwas zu sagen hat, er jedoch alles tun kann, was er will.

Dobroljubow

Wirklich, nur die Schwachen oder Despotischen finden daran Gefallen, die Prunkzüge der Eitelkeit zu vermehren.

Goldsmith



Wer eiserne Gesetze will, schafft auch dem Rost ein Denkmal.

H.-D. Schütt

Teekessel ohne Henkel ähnelte. Der Vogel breitete die Schwingen aus, den raublüsternen Schnabel ein wenig geöffnet. Die bösen Augen blickten angriffslustig und ein wenig mißtrauisch in die Welt. Adler und Fels waren glänzend braun lackiert und blitzten wie ein gut gebohnertes Parkett. Fjodor Nikolajewitsch nahm das teure Geschenk entgegen, bedankte sich und blickte stolz in die Richtung, wo Frau und Tochter saßen.

Drei Monate schwelgte er in Erinnerungen an jenen festlichen Tag, warf hin und wieder gerührte Blicke auf den Adler, der über seiner Anrichte die Schwingen ausbreitete. Doch nach und nach bedrückte den Alten das erzwungene Nichtstun. Vielleicht braucht man mich im Betrieb? Und wenn ich nur mal halbtags ein bißchen aushelfen könnte…

„Ich höre!" vernahm er am Telefon die kühle Stimme Timofej Pawlowitschs.

„Seien Sie gegrüßt, mein Lieber!" rief Fjodor in den Apparat.

„Hier ist Andrejew."

„Welcher Andrejew?"

„Fjodor Nikolajewitsch. Dem Sie den Adler geschenkt haben." „Was für einen Adler?"

„Einen hölzernen Adler. Damals, als ich in den Ruhestand verabschiedet wurde. Da sagten Sie, im Werk wär' für immer mein Zuhause…"

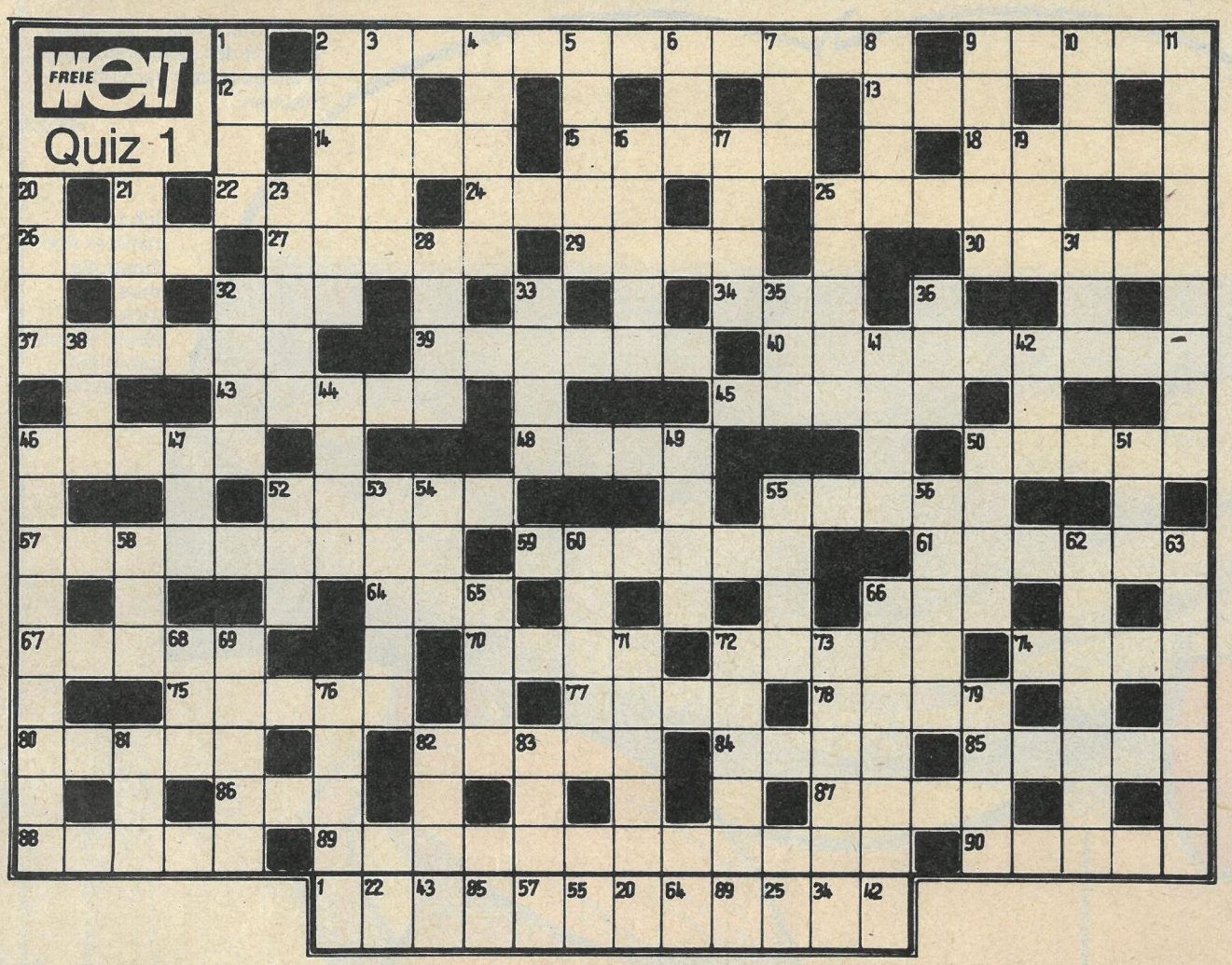
„Ach ja, ich erinnere mich, Fjodor… Fjodor…"

„Nikolajewitsch!"

„Jaja, so war's in der Tat, Fjodor Nikolajewitsch. Nun, und was gibt's?"

„Nichts", antwortete Andrejew leise und hängte ein.

Aus dem Russischen von Adeline Thomas



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 2. Wintersportart, 9. weibliche Gestalt eines Grimmschen Märchens, 12. Körperteil zwischen Kopf und Rumpf, 13. Männername (Kurzf.), 14. Schabeisen der Kammacher, 15. proletarischer Maler (gest. 1967), 18. Ausgang eines Schachspiels, 22. Gebirge in Griechenland, 24. Stadt im Norden Österreichs, 25. Kurort in der Schweiz, 26. Brauch, Sitte, 27. Schiffstagereise, 29. Behältnis, Schutzhülle, 30. Soße, 32. Frauenname (Kurzf.), 34. Ferment im Kälbermagen, 37. Atmungsorgane der Wassertiere, 39. Friedensgöttin (griech. Mythol.), 40. Strauch der Gattung der Rosengewächse mit wohlschmeckenden Früchten, 43. Leiter einer Fakultät, 45. Beginn eines Fahr- oder Laufwettbewerbes, 46. Auswahl, Auslese, 48. einheimische Kletterpflanze, 50. chemisches Element, radioaktives Edelgas, 52. Spielkarte (dt. Bl.), 55. Berggruppe in den Dolomiten, 57. Wintersportgerät, 59. Hafenstadt am Schwarzen Meer (Ukraine), 61. Stadt im Westen Frankreichs, 64. Ausstellungsgelände in Erfurt, 66. Vorderteil eines Schiffes, 67. Vogelwelt einer Landschaft, 70. kleine Deichschleuse, 72. Funkmeßverfahren, 74. Göttergeschlecht (german. Mythol.), 75. Synonym für Land, 77. unterer Teil der Lithosphäre, 78. Mittelgebirge in der Sowjetunion, 80. Gliederverbindung, 82. Verstand, Scharfsinn, 84. alkoholhaltiges Getränk, 85. Grasland (österr.), 86. Nordwesteuropäer, 87. Schriftsteller (gest. 1979), Autor des Romans „Adel im Untergang“, 88. US-amerikanischer Astronaut, der mehrmals an Raumflugunternehmen beteiligt war, 89. Erneuerung, Wiedererzeugung, 90. Herrenbekleidung.

Senkrecht: 1. Vorname des Schauspielers Lingen, 2. Hauptstadt der Kalmykischen ASSR, 3. mohammedanische Religion, 4. Vorname des Schlagersängers Gott, 5. Falter, Forstschädling, 6. Teil der Woche, 7. Universum, Kosmos, 8. dünnes Gewebe, 9. Greifvogelnest, 10. polnischer Autor utopischer Literatur, 11. Wintersportart, 16. englischer Physiker, der den Massespektrographen konstruierte (gest. 1945), 17. Titelgestalt bei E. Kästner, 19. französ.: Wasser, 20. Eishockeyscheibe, 21. Teil. von 57. waagerecht, 23. Fluß im Norden Frankreichs, 25. Duftstoff, Ausscheidungsprodukt des Potwals, 28. Industriestadt an der Elbe (Bez. Halle), 31. heftige Verneinung, 32. Vortrag, Ansprache, 33. Zirbelkiefer, 35. Klostervorsteher, 36. Behörde, 38. Nebenfluß des Rheins (BRD), 41. Nebenfluß des Dnepr, 42. griechischer Buchstabe, 44. Schriftsteller (geb. 1926), Autor des Romans „Der Aufenthalt“, 46. Wintersportspiel, 47. Bergeinschnitt, 49. Schriftsteller (gest. 1963), Autor des Romans „Leutnant Bertram“, 50. Theaterplatz, 51. Sinnesorgan, 52. Mutter Kriemhilds (Nibelungensage), 53. Gesichtsfarbe, 54. knapp, 55. im Altertum Land in Südarabien, 56. Gestalt aus „Der Bettelstudent“, 58. Herberge in der Türkei, 60. Sportbekleidung (ß=ss), 62. Disziplin einer Wintersportart, 63. letzter Tag der Woche, 65. höchste Spielkarte im französischen Blatt (Mz.), 66. Turngerät, 68. Plankontrollgröße, 69. schmaler steiler Weg, 71. Einheit des Volumens, 72. Hauptstadt in Nordafrika, 73. Fluß in Spanien, 76. Blutgefäß, 79. einer der längsten Ströme in der Sowjetunion (Ostsibirien), 81. Niederschlag, 82. witziger Einfall bei Film und Kabarett, 83. elektrisch geladenes Masseteilchen.

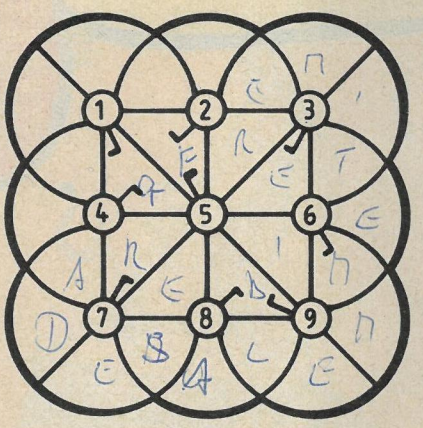
Noch einmal in dieser Saison ist der Wintersport Thema für ein Preisrätsel. Die Lösung unseres heutigen Quiz ergibt den Namen einer Figur beim Paarlaufen des Eiskunstlaufens.
Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 1 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 31. Januar 1990 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner, die unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt werden, veröffentlichen wir in unserem Heft 4/1990.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

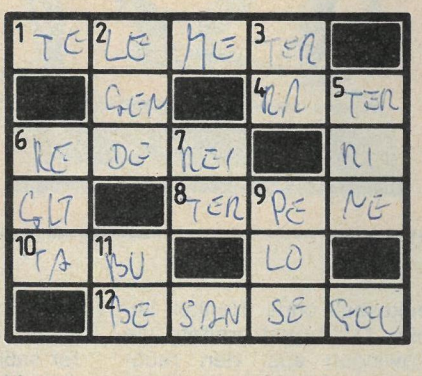
Wörter in Kreisen

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung beginnen im jeweils gekennzeichneten Feld und verlaufen in der angegebenen Richtung um die Zahl.
1. Boden der Pferderennbahn, 2. Wagenladung, 3. Einsiedler, Klausner, 4. Pionier des deutschen Motorflugs (gest. 1946), 5. Kreisstadt am Nordfuß des Osterzgebirges, 6. Entgelt für Wohnungsnutzung, 7. wohlriechende Zierpflanze, 8. Hohlorgan, 9. Klingel (Umgangsspr.).



Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Gerät zum Entfernungsmessen, 4. Rätsellöser, 6. Geschwätz, 8. in ätherischen Ölen enthaltene Kohlenwasserstoffe, 10. moralisches Verbot, 12. Teil der Takelung großer Schiffe.
Senkrecht: 2. Zeichenerklärung auf Landkarten, 3. latein.: Erde, 5. Suppenschüssel, 6. Bootswettfahrt, 7. Pferdesportler, 9. Naturheilschlamm, 11. Spielkarte im französischen Blatt.



Um die Ecke gedacht

Gesucht wird der Kopf einer deutschen Spielkarte.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Bild: Volkmar Billeb
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48

Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Detlef Christel

S	T	E	M	P	E	L	■	S	T				■	I
P	■	P	■	L	■	E	D	E	R	■	A	I	D	S
■	B	O	L	I	■	G	■	R	A	N	K	E	■	H
	■		■	N	A	U	T	I	K	■	U	K	A	S
	R		I	S	■	A	■	E	T	O	N	■	P	■
■	H	■	T	E	N	N	E	■	A	■	I	R	I	S
G	O	S	E	■	E	■	N	O	T	A	■	A	S	T
E	■	A	M	E	R	I	K	A	■	L	G	K	■	I
R	U	M	■	L	■	R	E	S	■	G	■	E	L	M
Ö	■	A	L	I	■	E	L	E	M	E	N	T	■	M
L	A	R	■	S	E	N	I	■	U	■	O	T	T	E
L	I	A	S	■	I	■	N	A	T	U	R	■		■
■	N	■	T	A	N	K	■	R	■	K	A	U	R	I
H	U	P	E	■	B	A	T	A	T	E	■	N	■	B
A	■	O	R	G	A	N	■	R	■	L	I	R	I	S
A	R	O	N	■	U	N	N	A	■	E	■	A	■	E
R	■	L	E		M	A	■	T	R	I	S	T	A	N

Kreuzgitter

INGO BOLITZ

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Göttin der Zwietracht (griech. Mythol.), 2. niedere Wasserpflanze, 3. geologische Stufe (Alpine Trias), 4. Trinkbranntwein aus Zuckerrohr, 5. weiblicher Nachkomme, 6. Unterhautfettgewebe, 7. Kraftstoffbehälter, 8. Tapferkeit, 9. norwegischer Dramatiker (gest. 1906), Autor des Dramas „Die Wildente", 10. chemischer Grundstoff, 11. Zeitung einer Partei, 12. altgriechische Dichtungsform, 13. Tauwerk als Einfassung eines Segels (seem.), 14. Tierhaltungsstätte, 15. Doppelkontinent, 16. Signalhorn an Kraftfahrzeugen, 17. im Altertum heiliger Stier der Ägypter, 18. Küstenlandschaft in Griechenland, 19. Zierpflanze, Blumenrohr, 20. wissenschaftliche Abhandlung, 21. weißhändiger Langarmaffe, 22. fadenförmiges Horngebilde, 23. Stichwort (Sprachw.), 24. Gestalt aus „Don Carlos", 25. Lautäußerung, 26. Titelgestalt einer Oper von Schönberg, 27. griechischer Buchstabe, 28. obergäriges Bier, 29. Volk in Nordwesteuropa, 30. Schiffahrtskunde, 31. deutscher Kunstschriftsteller (gest. 1890), 32. Höhenzug bei Braunschweig, 33. arabisches Tamburin, 34. Schulstadt in England westlich von London, 35. Boot der Naturvölker, 36. Reihe, Folge, 37. nachtaktive, allesfressende Halbaffen, 38. Frau des Osiris (ägypt. Mythol.), 39. Währungseinheit in Albanien, 40. linker Nebenfluß der Wolga, 41. Gestalt aus „Wallenstein", 42. Immunmangelsyndrom, 43. orientalischer Männername, 44. Fragepunkt, 45. Titelgestalt einer Oper von Wagner, 46. Kartell zur Verteilung von Gewinnen, 47. Hefeeierkuchen (Mundart), 48. Titelgestalt eines Dramas von Ibsen, 49. Teil mancher Kletterpflanzen, 50. Tennisschläger, 51. Berg im Osten der Türkei, 52. Baumteil, 53. älteste Abteilung des Juras, 54. österreichischer Fotochemiker (gest. 1944), 55. Anhäufung von Gesteinstrümmern, 56. geometrische Figur, 57. Gestalt aus „Der arme Konrad", 58. Porzellanschnecke, sogenanntes Muschelgeld, 59. Wesensart, Charakter, 60. englischer Schriftsteller irischer Herkunft (gest. 1768), Autor des Romans „Leben und Meinungen von Tristram Shandy", 61. fester Scheunenboden, 62. Lücke in Texten (Sprachw.), 63. Vegetationsinsel in der Wüste, 64. Teil der Blüte, 65. Karpfenfisch, 66. Zarenerlaß, 67. kleine Rechnung (veraltet), 68. Müll, Abfall, 69. Volk auf Hokkaido, 70. große Echse, 71. Kreisstadt in Nordrhein-Westfalen (am Ostrand des Ruhrgebietes), 72. Windengewächs Mittelamerikas, Süßkartoffel.

Ohne Blindfelder

Die erforderlichen Blindfelder – ihre Anzahl ist jeweils in Klammern angegeben – sind vom Rätsellöser selbst an richtiger Stelle einzusetzen.
Waagerecht: 1. Gartengerät (1), 2. Zimmer (2), 3. französischer Schriftsteller (gest. 1982), Autor des Romanzyklus „Die Kommunisten" (1), 4. veraltetes Holzraummaß (2), 5. Schwung – Nebenfluß des Arno (1), 6. Einheit des Volumens (2), 7. Abstellvorrichtung (2), 8. Währungseinheit in Bulgarien – Punkt im Telegrafenverkehr (1), 9. Kriegsgott (griech. Mythol.) (2), 10. Vorschrift für geistliche Amtshandlungen (1), 11. Nähfaden (2), 12. zur Entscheidung vorgebrachtes Anliegen (1).
Senkrecht: A) schmaler, flacher Stab – alkalische Lösung (1), B) Weingott (röm. Mythol.) (4), C) Berg im Osten der Türkei – Quellfluß der Weser (1), D) Nebenfluß der Warta – geistiger Gehalt (3), E) Liebesgott (griech. Mythol.) – alter äthiopischer Titel (3), F) Altberliner Original – Verlader (seem.) (1), G) Muse der Liebesdichtung (griech. Mythol.) (4), H) Bittermittel – Nachwort, Schlußwort (1).

■	A	B	C	D	E	F	G	H
1	S	P	A	T	E	N	X	A
2	P	X	R	X	R	A	U	M
3	A	R	A	G	O	N	X	A
4	T	X	R	X	S	T	E	R
5	E	L	A	N	X	E	R	A
6	L	I	T	E	R	X	A	X
7	X	O	X	R	A	S	T	E
8	L	E	W	X	S	T	O	P
9	A	R	E	S	X	A	X	I
10	U	X	R	I	T	U	A	L
11	G	A	R	N	X	E	X	O
12	E	X	A	N	T	R	A	G

Vorsetzrätsel

Jedem der nachfolgenden Wörter ist eine Buchstabe so voranzusetzen, daß neue Begriffe entstehen:

Aster – Raten – Lappe – Bolus – Orden – Taler – Karte – Arkose.
Bei richtiger Lösung ergeben die neu vorgesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – eine Landschaft auf dem Peloponnes.

Nachsetzrätsel

Jedem der nachfolgenden Wörter ist ein Buchstabe so anzufügen, daß sich neue Begriffe ergeben:
Taro + Ries + Hege + Tang + isla + Sole + Solo
Bei richtiger Lösung ergeben die angefügten neuen Buchstaben – nacheinander gelesen – eine Stickstoffverbindung, die ein Ausgangsprodukt für Duroplaste ist.

Auflösungen aus Heft 26/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Lewitan (31), Agio (2), Orden (45), Praha (46), Neer (38), Nife (40), Gama (20), Prater (47), Siel (53), Kru (28), Selene (52), Renette (50), Talmi (57), Boa (8), Amiga (5), Meister (34), Donner (9), Aar (1), Etat (16), Talent (56), Ober (42), Elen (14), Umea (62), Ariel (6), Grill (23), Lima (32), Kleiber (27).
Senkrecht: Lapis (29), Waage (63), Team (58), non (41), Ode (43), Grit (24), Oder (44), Rebus (49), Erpel (15), Halle (25), Nanna (36), Fee (19), Akut (3), Ise (26), Elam (12), Etui (17), Elat (13), Gier (21), Rial (51), Neid (39), Tran (60), Ebbe (10), Goten (22), Ebro (11), Speer (54), Eva (18), Natur (37), Rakel (48), Mal (33), Trieb (61), Talar (55), Tell (59), Lehm (30), Bake (7), Mir (35), Alk (4).

Wörterband. Von außen nach innen: Mal – Sieb – Lena – Lure – Poesie – Reno – Kino – Brei – Elam – Anapa – Morelle.

Von innen nach außen: Elle – Roma – Panama – Leier – Bon – Ikone – Reise – Oper – Ulan – Elbe – Islam.

Rätselpyramide: 1. Er, 2. Res, 3. SERO, 4. Rosen, 5. Nestor, 6. Ernesto.

Füllrätsel: 1. Leiter, 2. Pleite, 3. Selene, 4. Emblem, 5. Parole.

Raten und Rechnen:

96	+	43	=	139
:		+		−
2	×	16	=	32
48	+	59	=	107

Zum Selbstbauen. Waagerecht: Biber, Arena, Ivens, Lei, Seine, Leis, Pore, Renn, Ente, Tatar, Ana, Ibsen, Nanna, Senke.
Senkrecht: Bril, Brei, Rasse, Remise, Latein, Veto, Eire, Lena, Patina, Retina, None, Trias, Asen, Anke.

Um die Ecke gedacht: Dickkopf.

Auflösung des Kreuzworträtsels Quiz 24 (aus Heft 24/1989)

Waagerecht: 1. Musical, 5. Rhapsodie, 11. Irak, 14. Zinne, 16. USA, 18. Trage, 20. Luna, 21. Osaka, 23. Ainu, 25. Alai, 26. Reisen, 28. Rate, 30. Ernst, 33. Oleat, 36. Leis, 37. Arras, 39. Reep, 41. Opal, 42. Amor, 43. Tau, 44. Ampere, 45. Arg, 46. Met, 48. Baude, 51. Kahn, 53. Arzt, 55. Leni, 57. Lear, 58. Alant, 60. Lee, 61. Ata, 62. Appell, 63. oil, 65. Thar, 66. Kadi, 68. Etat, 71. Amara, 72. Akte, 73. Miere, 76. Geher, 77. Neer, 78. Oktave, 82. Noll, 84. Emil, 86. Adams, 87. Trio, 89. Sella, 90. Aus, 92. Ellen, 93. Teer, 94. Arena, 95. Beethoven, 96. Literat.
Senkrecht: 1. Mozart, 2. Sonate, 3. Caen, 4. Leu, 5. Real, 6. Asti, 7. Star, 8. Drei, 9. Eile, 10. Man, 12. Run, 13. Kanister, 15. nie, 17. Saba, 19. Geist, 21. Oper, 22. Ahne, 24. Ulla, 27. Staub, 29. Serenade, 31. Regal, 32. Spann, 33. Operette, 34. Elat, 35. Tag, 36. Lomé, 38. Reue, 40. Spa, 41. oral, 47. Tipi, 49. Allee, 50. Danae, 51. Kabarett, 52. Haba, 54. Zehe, 55. Lake, 56. Set, 59. Toast, 61. Arm, 64. Larve, 67. Arve, 69. Theater, 70. Tristan, 74. Iglu, 75. Keller, 76. Granat, 77. Nil, 78. Oie, 79. Korb, 80. Asse, 81. Elch, 82. naiv, 83. Lahn, 85. Meit, 88. Ree, 91. Sol.
Lösung: Mathis der Maler

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M K. Schreiber, Dresden, 8010
2. Preis:
75,– M Ruth Storm, Görlitz, 8900
3. Preis:
50,– M Irmtraud Zander, Magdeburg, 3033
4.–8. Preis:
je 25,– M Hildegard Paul, Riesa, 8400; K. Gäbelein, Berlin, 1142; Herbert Raack, Limbach-Oberfrohna, 9102; Rudolf Bergner, Gera, 6500; Irmgard Heuer, Bansin, 2253.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Anzeigen aus dem Ausland: Berliner Verlag, Tel. 2 70 32 03
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr) Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

ENERGIE

AUS

BRAUNKOHLE

VE KOMBINAT
BRAUNKOHLENKRAFTWERKE

Für den Einsatz in den einzelnen Kombinatsbetrieben unterbreiten wir Ihnen folgendes Arbeitsplatzangebot:

- **Maschinisten für Wärmekraftwerke, Bekohlung, Entaschung und Bahnbetrieb**
- **Instandhaltungsmechaniker und Schlosser aller Art**
- **Zerspanungsfacharbeiter**
- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Bauhandwerker, Isolierer und Vulkaniseure**
- **Elektromonteure und Elektromaschinenbauer, BMSR-Mechaniker**
- **Werkstoffprüfer**
- **Fachbereichsspezialisten**

Wir gewähren:

– Entlohnung und Sozialleistungen nach dem Rahmenkollektivvertrag Energie
– jährliche Treueprämie nach 2jähriger Betriebszugehörigkeit
– Jahresendprämie
– kostenlosen Berufsverkehr
– kostenlose Unterbringung in Arbeiterwohnunterkünften bis zur Zuweisung einer Wohnung

Richten Sie bitte Ihre Bewerbungen an das Arbeitskräfteberatungszentrum des VE Kombinates Braunkohlenkraftwerke.

- **Peitz** — VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Stammbetrieb Jänschwalde, Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck“, **Peitz, 7520**, ☎ Peitz 90
  VEB Instandsetzung Kraftwerke, **Peitz, 7520**, ☎ Peitz 8 30
- **Boxberg** — VEB Großkraftwerk Boxberg, **Boxberg, 7586**, ☎ Boxberg 40
- **Hagenwerder** — VEB Kraftwerke „Völkerfreundschaft“, **Hagenwerder, 8905**, ☎ Hagenwerder 70
- **Böhlen** — VEB Kraftwerke „Elbe“, Betriebsteil Lippendorf, **Böhlen, 7202**, ☎ Böhlen 30
- **Espenhain** — VEB Kraftwerk Thierbach, **Espenhain, 7204**, ☎ Espenhain 21 56

Reg.-Nr. 193/IV/89

Iwan Denissowitsch

Fortsetzung von Seite 35

ken. Wenn sie noch eine Weile warteten, dann um so besser. Die achtunddreißigste Brigade stand auf, die Männer verteilten sich: die einen gingen an die Betonmischmaschine, die anderen Wasser holen, wieder andere zu den Stahlgeflechten.

Weder Tjurin noch sein Gehilfe Pawlo ließen sich bei der Brigade sehen. Obwohl die 104. Brigade nur knapp zwanzig Minuten dagesessen hatte und ihr winterlicher, verkürzter Arbeitstag bis sechs Uhr dauerte, empfanden alle, daß sie großes Glück hatten, und der Tag kam ihnen nicht mehr so lang vor.

„Es gibt überhaupt keinen Schneesturm mehr!“ seufzte der wohlgenährte, rotbackige Kilgas, „den ganzen Winter nicht ein einziger Schneesturm! Das ist doch kein Winter!“

„Ja... Schneestürme... Schneestürme“, seufzten alle der Reihe nach. Wenn in dieser Gegend der Schneesturm tobt, fällt nicht nur die Arbeit aus, die Männer dürfen nicht einmal aus der Baracke heraus: Wenn von der Baracke bis zur Kantine kein Seil gespannt wird, verirrt man sich. Wenn ein Häftling im Schnee erfriert, dann sollen ihn die Hunde fressen. Aber wenn er versucht zu fliehen! Das ist öfter vorgekommen. Bei einem solchen Sturm ist der Schnee pulverfein, die Schneewehen sind steinhart. Einmal sind Häftlinge über eine Schneewehe entkommen, die quer über den Stacheldraht führte. Sie kamen allerdings nicht weit.

Wenn man es sich genau überlegt, haben die Häftlinge gar nichts vom Schneesturm: Sie sitzen hinter Schloß und Riegel; die Kohlen kommen nicht rechtzeitig, die ganze Wärme wird aus der Baracke hinausgeblasen; die Mehllieferungen für das Lager verzögern sich – es gibt kein Brot; in der Küche fehlt es an allem. Und wie lange der Schneesturm auch anhält – drei Tage oder eine Woche –, die Tage werden als Feiertage gezählt, und ebenso viele Sonntage hintereinander müssen die Häftlinge zur Arbeit. Trotzdem wünschen sie den Schneesturm sehnlich herbei. Kaum weht ein scharfer Wind, starren alle zum Himmel: ein bißchen Stoff! Nur ein bißchen Stoff! Schnee, bedeutet das.

Aus dem Russischen von Christoph Meng.

Foto: FW-Archiv

Kraftfahrzeughalter!

Die Kfz-Steuer und der Beitrag zur Kraftfahr-Haftpflicht-Versicherung sind fällig.

Zahlen Sie rationell, lassen Sie abbuchen!

Für das laufende Jahr wird Ihr Abbuchungsauftrag bis 31. März entgegengenommen.

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

6. ZAR WASSERWIRBEL

1 Minister Quak! „Eben haben unsere Gäste Kwa-Kwa-Kwas getrunken, jetzt wünschen sie Ho-ho-Hoheit zu sprechen!"

„Wo ist die Prinzessin, meine Tochter!"

„Im Sumpf. Sie spielt mit Kau-Kau-Kaulquappen."

„Hol sie her!"

„Ich wa-wa-wag's nicht! Sie schlägt mir immer die Nase platt!"

„Sag ihr, es gehört sich nicht, meinem Minister die Nase plattzuschlagen! Geh!
Und nun, ihr Nebel, zu mir!"

2 „Wi-i-i-r schwe--e-eben, si-i-chtba-a-ar u-u-un-s-i-i-ichtba-a-ar du-urch La-a-and und Sta-a-a-adt. W-i-ir flie-ie-ie-ßen ..."

„Wenn ich mit euch rede, zieht euch gefälligst zusammen, damit ich sehe, mit wem ich spreche! Wart ihr bei Maria, habt ihr ihr den Kopf vernebelt?"

„Wi-i-ir s-i-nd gehorsa-me Die-ner, wa-ren bei Maa-ri-a, haaben ihr den Kopf ver-ne-e-belt ..."

3 „Du hast mich gerufen, Vater?"

„Ja. Eine Prinzessin spielt nicht mit Kaulquappen."

„Ach die. Wenn man sie am Schwänzchen zieht, reißt es gleich ab!"

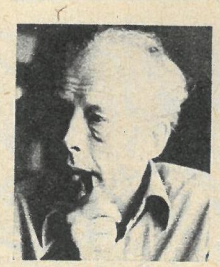
„Ha-ha-ha! Das Kaulquappen-Schwänzchen reißt ab! Das gefällt mir! Gib's ihnen. Ein Prachtkerl bist du!"

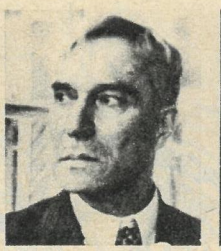
„Wieso Prachtkerl? Mir tun die kleinen Biester leid!" „Sie tun dir leid? Ich wünsche nicht, so etwas aus deinem Munde zu hören. Du benimmst dich ja fast wie ein Mensch!" „Natürlich bin ich ein Mensch. Ich komme nach Mama, und sie war eine Erdenfrau!"

„Erreg nicht meinen Zorn! Ich habe andere Sorgen. Man will uns Maria, meine Köchin, deine Gesellschafterin, entführen!"

„Was? Meine Maria? Ich geb sie nicht her!"

Frei nach dem Theaterstück des sowjetischen Dichters Jewgeni Schwarz, gezeichnet von Tatjana Neljubina. Redaktion: Karin Kopp





Unser großes Literaturpreisausschreiben '89

Gewinner

Herzlichen Glückwunsch allen Gewinnern unseres Preisrätsels zu den „Tagen des sowjetischen Buches" aus der Ziehung vom 29. 11. 89. Mit den Namen der Glücklichen geben wir auch die Auflösung für alle Ratefreunde bekannt. Den Porträts aus unserem Doppelkreuzworträtsel können nun die richtigen Namen in der Reihenfolge unseres Lösungsschemas zugeordnet werden. Ein literarischer Leckerbissen wartet wieder auf die zwanzig Gewinner des Hauptpreises, die rechtzeitig und individuell von uns über die Reisemodalitäten informiert werden. Bitte beachten Sie, daß wir Sonderwünsche hinsichtlich dieser Reise nicht berücksichtigen und bei Nichtinanspruchnahme keinen Ersatz leisten können.
Sollten Sie Wünsche und Vorstellungen für Ratespiele im Jahr 1990 anmelden wollen, freuen wir uns auf Ihre Post. Bleiben Sie uns und der Sowjetliteratur gewogen.

Ihre Redaktion

Auflösung:

W a a g e r e c h t : 1. Literatur, 6. Goethe, 11. Ballade, 15. Prolog, 18. Arad, 19. Geier, 20. Ero, 21. Terzine, 22. Reling, 23. Ostrowski, 26. Egmont, 27. Ramses, 29. Egeln, 30. Elam, 32. Reka, 34. Sole, 37. Zirkel, 40. Lumme, 41. Shakespeare, 42. Sternheim, 46. TASS, 48. Lust, 49. Otte, 50. ano, 52. Erle, 54. Ebert, 56. Ansatz, 57. Wein, 59. tre, 61. Kenner, 63. Retter, 65. Are, 66. Jean, 68. Treber, 72. Grade, 73. Vers, 75. Tor, 76. Rene, 78. Gurt, 79. Laus, 81. Leseratte, 84. Freiligrath, 88. Wagen, 89. Elster, 91. Nest, 92. Ebbe, 94. Kost, 96. Ilias, 98. Trumpf, 103. Strahl, 104. Kohlhaase, 106. Eselei, 107. Elastik, 108. Era, 109. Satin, 110. Step, 111. Ekloge, 112. Termite, 113. Inlett, 114. Satiriker.
S e n k r e c h t : 1. Literat, 2. Turek, 3. Reim, 4. Tier, 5. Raum, 6. Gare, 7. Odessa, 8. Taille, 9. Egge, 10. Litera, 11. Bronze, 12. Lyrik, 13. Eis, 14. Keil, 15. Poem, 16. Osmium, 17. Ornament, 24. Welt, 25. Kerr, 28. Sasse, 31. Acht, 33. Aasen, 35. Oktett, 36. Esther, 38. Reuter, 39. Esten, 40. Lien, 43. ESER, 44. Not, 45. Eta, 47. Ate, 50. Aase, 51. Ozon, 53. Reed, 55. beer, 57. Watt, 58. Iser, 60. Rekrut, 61. Kaolin, 62. Nevers, 63. Rast, 64. Tegel, 66. Jolle, 67. Alu, 69. Romantik, 70. Eren, 71. Res, 72. Ger, 74. Schau, 77. Nero, 80. Stecker, 81. Legato, 82. Auto, 83. Tell, 84. Friese, 85. Elista, 86. Gebell, 87. Attest, 90. Stamm, 93. Batik, 94. Klee, 95. Skat, 97. Seni, 99. Ritt, 100. Mops, 101. Fest, 102. Jahr, 105. Hut.
W a a g e r e c h t : 115. Seghers, 120. Egotist, 125. Yucca, 128. Ehrenburg, 133. Aster, 135. Amiga, 136. Lino, 137. Korolenko, 138. Nante, 140. Rilke, 142. Transit, 144. Depot, 146. Arnim, 147. Nadel, 149. Elen, 151. Erika, 153. Opiate, 157. Lette, 159. Eris, 160. Saale, 162. Datum, 165. Edel, 167. Kali, 169. Teig, 170. Dichter, 172. Tempo, 175. Aare, 176. Erie, 177. Nabe, 178. Ria, 179. Noll, 180. Mann, 183. Gera, 185. Lied, 187. sto, 188. Mac, 190. Erek, 191. Tele, 192. Abel, 194. Zelt, 195. iga, 196. Kiew, 198. Eede, 200. Igel, 201. Grege, 204. Hermlin, 205. Wert, 206. Akut, 209. Otto, 211. Erpel, 213. Hotel, 216. Tank, 217. Roman, 220. Kelter, 224. Kaper, 227. Bote, 229. Pokal, 231. Unter, 233. Leila, 236. Erosion, 237. Spore, 238. Algol, 239. Romancier, 240. Rose, 241. Runda, 242. Erato, 243. Hauptmann, 244. Rhein, 245. Romanze, 246. Keramik.

S e n k r e c h t : 115. Sakko, 116. Gorki, 117. Eklat, 118. Sand, 119. stop, 120. Ernte, 121. Ornat, 122. Iden, 123. Taumel, 124. Bionik, 125. Yard, 126. Calla, 127. Aleel, 128. Ente, 129. Horn, 130. Nase, 131. Usti, 132. Gama, 134. Skeet, 139. tree, 141. Iesi, 143. Irrtum, 145. Olme, 148. ASA, 150. Legende, 152. Klient, 154. Pair, 155. Ache, 156. Eden, 158. Tip, 161. Aralie, 163. Ara, 164. Ute, 166. Dramatik, 168. Linguist, 170. Derma, 171. Circe, 173. Meer, 174. Orakel, 175. Alltag, 181. Assel, 182. Noten, 183. Gedicht, 184. Rezept, 186. Elle, 189. Abdera, 193. Letter, 196. Ker, 197. Welk, 198. Emil, 199. Dike, 202. Rum, 203. Gene, 206. Alor, 207. Uta, 208. Talent, 209. Okular, 210. Orel, 212. Pilot, 214. Oeser, 215. Epode, 218. Organ, 219. Allee, 221. Einer, 222. Trimm, 223. Rerik, 224. Koch, 225. Peru, 226. Rost, 227. Born, 228. Onon, 230. Kern, 232. Tamm, 234. Iran, 235. Amok.

1. Wladimir Tendrjakow
2. Juri Trifonow
3. Hrant Matewosjan
4. Konstantin Simonow
5. Boris Pasternak
6. Wladimir Wyssozki

Hauptpreis (1.–20. Preis)
Teilnahme an einer literarischen Gruppenreise
Sold. Förster, Weißenfels, 4850; P. Blut, Neustadt/Sa., 8355; Gisela Arndt, Genthin, 3280; Karin Aderhold, Berlin, 1100; Jens Arnold, Senftenberg, 7840; Werner Wuntke, Erfurt, 5062; Gabriele Mockwitz, Naumburg, 4800; Margot Wolf, Dresden, 8027; Ingrid Anders, Brand-Erbisdorf, 9230; D. Kaluzny, Gardelegen, 3570; Ehrentraud Hauschild, Hennigsdorf, 1422; Jens Killmey, Potsdam, 1570; Reinhold Frenzel, Brandenburg, 1800; Alfred Queißer, Görlitz, 8900; Thomas Sattler, Leipzig, 7050; OS A. Kitschke, Löbau, 8722; Ilona Rapsch, Templin, 2090; Dominika Speckbrock, Cottbus, 7500; J. Kruse, Potsdam, 1597; Heimgard Schiedewitz, Wolfen 3, 4440.

Je eine Kurzreise für 2 Personen in die UdSSR (21.–23. Preis)
Andreas Klemm, Bautzen, 8600; Monika Jahn, Babelsberg, 1597; Sabine Witt, Bautzen, 8600;

1000,– Mark (24. Preis)
B. Todzi, Salzwedel, 3560;

750,– Mark (25. Preis)
Lothar Mertens, Bennstedt, 4101;

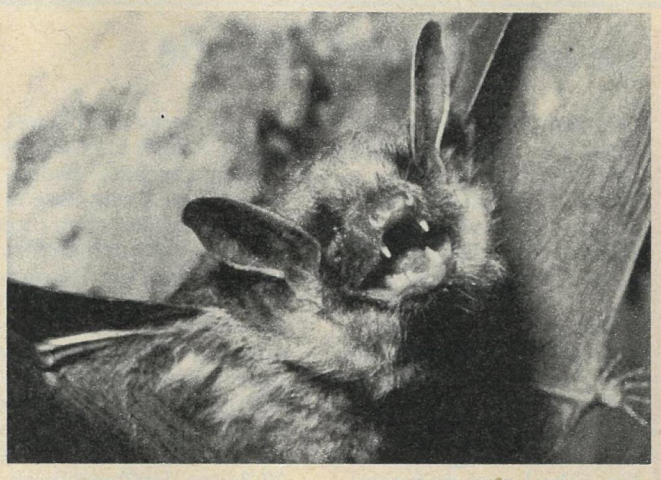
300,– Mark (26. Preis)
Lisa Lange, Berlin, 1017;

Büchergutscheine à 200,– Mark (27.–31. Preis)
Dagmar Burghardt, Meiningen, 6100; Heidemarie Grunow, Berlin, 1080; Joachim Hesse, Naumburg, 4800; Steffen Reuter, Oppin, 4101; Waltraud Schröder, Hohenmölsen, 4860;

Büchergutscheine à 100,– Mark (32.–41. Preis)
Hanna Steinacker, Karl-Marx-Stadt, 9043; Hermann Trute, Wolfen 3, 4440; Karl-Heinz Kaczorowski, Meiningen, 6106; Monika Grubsch, Brand-Erbisdorf, 9230; Erika Tischmeyer, Berlin, 1017; Lutz Köbermann, Marxwalde, 1214; Sabine Reschke, Falkenhagen, 1211; Beate Schneeweiß, Leipzig, 7025; G. Möbius, Dresden, 8020; Werner Dieck, Berlin, 1140;

Büchergutscheine à 50,– Mark (42.–61. Preis)
S. Lochmann, Zwickau, 9580; Johanna Nüske, Oranienburg-Eden, 1401; Wolfgang Gaida, Weida, 6518; St. Samusch, Karl-Marx-Stadt, 9051; Dora u. Erich Langer, Eilenburg, 7280; Adelgund Miske, Frankfurt/O., 1200; Margot Feiste, Greifswald, 2200; Nicole Kerkow, Lindow, 1954; Diana Heinrich, Feldberg, 2082; Thomas Meier, Brandenburg, 1800; Anke Nowak, Berlin, 1150; Jutta Stuwe, Lalendorf, 2601; Ilona Kuschela, Lauta, 7705; Andreas Weiß, Wolfen-Nord, 4440; Rudolf Streidt, Berlin, 1197; Elisabeth Renner, Rostock 21, 2520; Helga Kegel, Jena, 6900; J. Meyer, Klöden, 7901; Solveig Hampel, Senftenberg, 7840; Klaus Michelsen, Rostock, 2500;

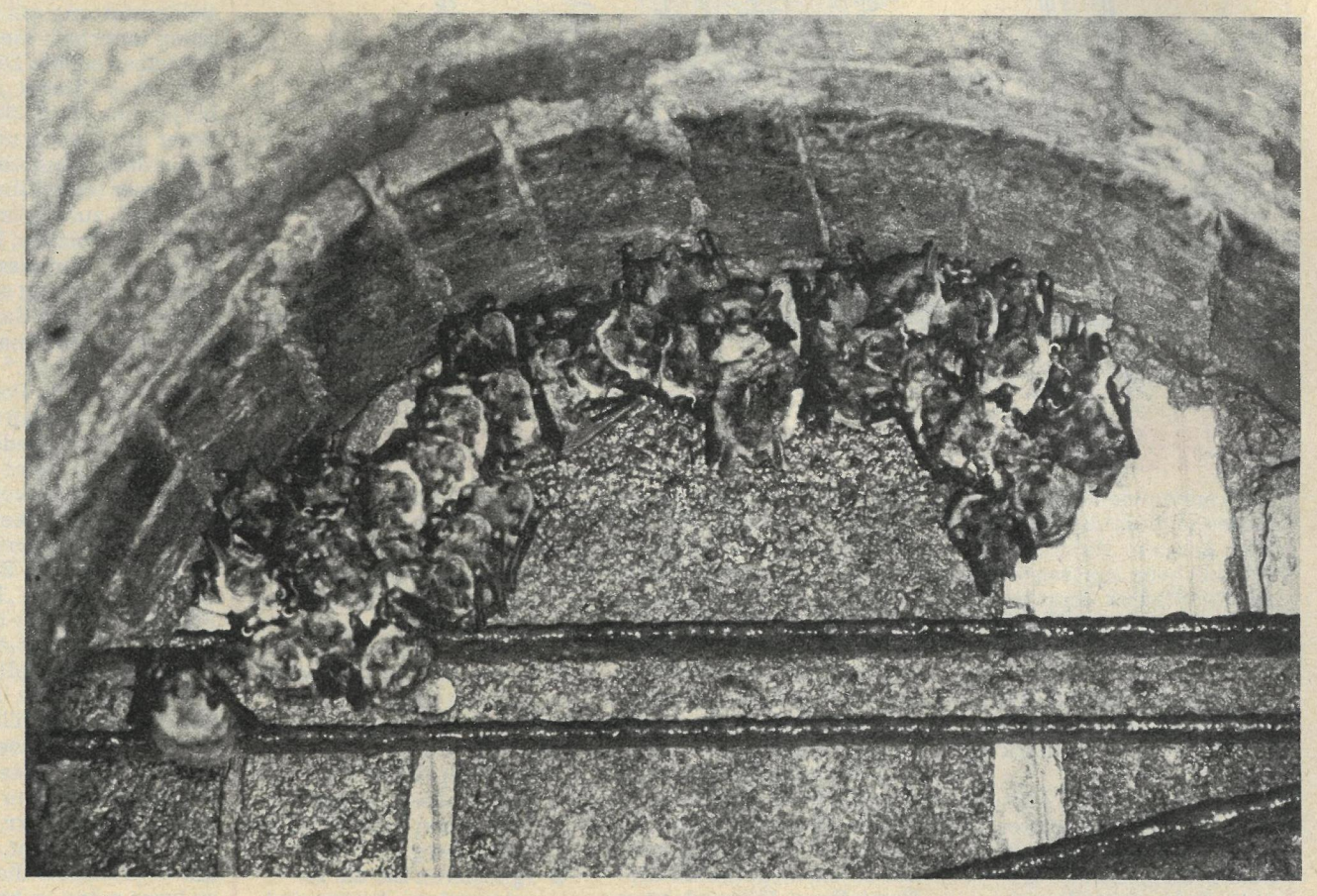
Büchergutscheine à 30,– Mark (62.–161. Preis)
K. Schulz, Strausberg, 1260; Monika Kalupner, Gera, 6502; Karin Welbing, Wismar, 2402; Herold Beyreuther, Ronneburg, 6516; Gudrun Katzer, Benneckenstein, 3702; Angela Klose, Dresden, 8036; Lutz Ruddat, Bad Lausick, 7123; Ines Steinberg, Berlin, 1136; Marianne Nousch, Lübbenau, 7543; C. Siegel, Berlin, 1093; Annelie Albrecht, Zschopau, 9360; Erika Ströger, Hohen Neuendorf, 1406; Brigitte Schreiber, Kagel, 1261; R. Schmidt, Hettstedt, 4270; Brigade „Sojus 31", VEB Elektro-Feinmechanik, Frankenberg, 9262; Gabriele Müller, Leipzig, 7050; Margitta Salomon, Hildburghausen, 6110; Steffen Müller, Halle-Neustadt, 4090; Fam. Tympel, Halberstadt, 3600; Joachim Schettge, Dresden, 8020; Fam. Braungardt, Berlin, 1142; Andrea Band, Berlin, 1120; N. Simberg, Potsdam, 1570; Anja Szardning, Berlin, 1055; Fam. Chojetzki, Jena, 6908; Brigitta Oppitz, Saalfeld, 6800; Anni Mende, Kleinwolmsdorf, 8109; E. Voigt, Magdeburg, 3090; Mirko Schnuber, Brandenburg, 1800; Katrin Rock, Jena, 6908; Dr. E. Richter, Dresden, 8021; Otto Döpping, Sömmerda, 5230; Anni Poppenmüller, Gera, 6502; Wilma Bosch, Zeuthen, 1615; Elfriede Czock, Halle, 4070; Ewald Eichner, Rostock, 2500; Gerhard Berndt, Rochlitz, 9290; Fam. Winkler, Berlin, 1020; Helga Sturm, Schneeberg, 9412; Gefr. Zirzlaff, Neubrandenburg, 2006; Manfred Schmidt, Staupitz, 7291; Horst John, Weißenborn, 9217; Elfriede Baumgarten, Pirna-2, 8300; J. Lange, Stralsund, 2300; Detlef Zwickert, Magdeburg, 3038; Ottomar Fleischmann, Friedelshausen, 6101; Jürgen Lorenz, Neubrandenburg, 2000; Karl-Heinz Köhler, Oberloquitz, 6801; Wolfgang Köhler, Ilmenau, 6300; Gertraude Feil, Dresden, 8010; Ulrich Sommermann, Potsdam, 1580; Bettina Klempin, Schmalkalden, 6090; Günter Krügerow, Neugersdorf, 8706; Harry Scheffler, Erfurt, 5060; Rolf Wernecke, Rheinsberg, 1955; Margarete Hollmann, Ketzin, 1554; Friedrich Lorenz, Cottbus, 7513; Marlies Schneidereit, Magdeburg, 3014; Brigitte Müller, Pasewalk, 2100; Bruno Neumann, Grevesmühlen, 2420; Elke Valtin, Anklam, 2140; Bernd Jürß, Dassow, 2424; M. Kosciotkowski, Glöwen, 2903; Dorit Bauer, Schernberg, 5401; Andreas Krause, Kleinhartmannsdorf, 9381; A. Haubenreißer, Förderstadt, 3254; Kirsten Krüger, Eberswalde-Finow, 1302; A. Stein, Angermünde, 1320; Heike Hichler, Meiningen, 6100; Frieda Mischke, Kamenz, 8290; Fam. Behrens, Ribnitz-Damgarten, 2590; F. Brausemann, Leipzig, 7050; W. u. D. Gülzow, Michendorf-Bergheide, 1509; Ruth Jakubicka, Wiederitzsch, 7145; Eberhard Winkler, Dresden, 8023; A. Grösche, Sprotta, 7281; Kurt Aleith, Schwanebeck, 3237; Horst Adeberg, Weida, 6518; Hans Fröhlich, Berlin, 1020; Silke Kern, Wilhelm-Pieck-Stadt Guben, 7560; R. Jerks, Leipzig, 7030; Renate Schmidt, Hermsdorf, 6530; H.-Werner Mantjes, Rathenow, 1830; Erika Ulbrich, Senftenberg, 7840; Brigade „E. Schneller", VEB Mechanische Werkstätten, Königswartha, 8613; Zynus, Eisenhüttenstadt, 1220; Helga Deichel, Berlin, 1156; Fam. Hausdorf, Frankfurt/O., 1200; Militta Ribatzke, Coswig, 4522; Manfred Reichel, Crossen, 9506; Marianne Köpke, Hennigsdorf, 1422; E. Eichholz, Wismar, 2400; K. Gericke, Brandenburg, 1800; Uwe Thon, Hermsdorf, 6530; Peter Böhmer, Olbersdorf, 8809; Rosemarie Müller, Schönefeld, 1188; Christine Radtke, Ilmenau, 6325; Wilfried Rickelt, Uekermünde, 2120; Heidi Hüther, Hoyerswerda, 7700; Jean Martin, Stolpe-Süd, 1422.



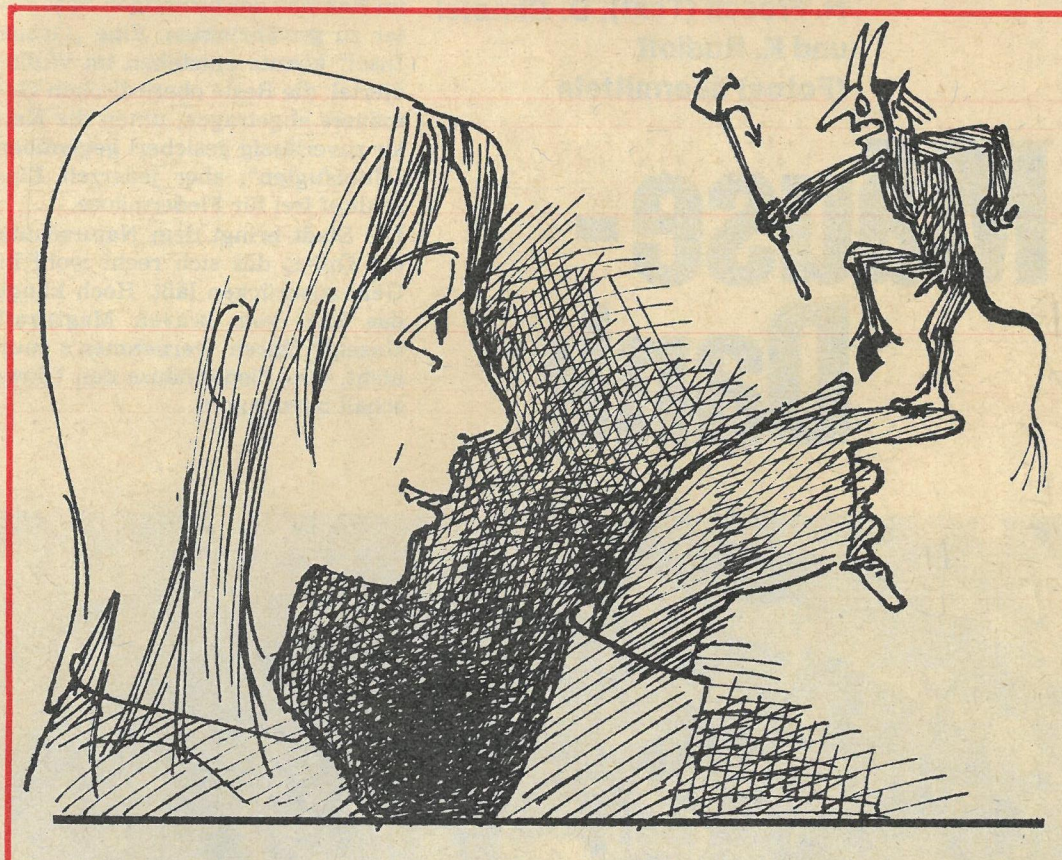
H. Frosch (Text), D. Christel und K. Rudloff (Fotos) übermitteln

Mäuse-Dank

im Rahmen der bisherigen Parameter zu gewährleisten. Eine „Grüne Insel“ könnte entstehen im Wohnviertel: die Reste oberirdischen Gemäuers abgetragen, unten die Keller zuverlässig gesichert gegenüber „Unbefugten“, aber jederzeit Einschlupf frei für Fledermäuse.
Die Stadt bringt dem Naturschutz ein Opfer, das sich recht wohl in Geld ausdrücken läßt. Hoch klingt das Lied vom braven Magistrat! Unsere Ohren vernehmen's nur nicht, weil Fledermäuse den Ultraschall bevorzugen…



Eine ganze Weile schien es, als wäre beides nicht auf einen Nenner zu bringen: die Pläne der Bauleute zu Frankfurt (Oder) sowie andererseits die gesetzlich verbrieften Quartieransprüche der Sippe Myotis myotis, des Großen Mausohrs. Nicht besonders anheimelnd das Streitobjekt: die Ruine der ehemaligen Ost-Brauerei mit den Kellergewölben im Bahnhofsberg. Voller Schutt und Gerümpel – dazu Schlammbelag und ewig tropfendes Wasser. Und doch genau das, was Fledermäuse zum Überwintern brauchen… Hohe, in sich verzweigte Grotten bieten Schutz vor Schadenstiftern jeder Sorte, Sickerwasser bringt Feuchtigkeit, und – das frostfreie Kammersystem gestattet den Tieren, ihren „Hängeplatz“ entsprechend der jeweiligen Außentemperatur zu wechseln.
Begehrlich blicken die Architekten auf den Hügel im Zentrum; der ist ihnen gerade recht, um Wohnsiedlungen abzurunden und obendrein ein „Ausbauobjekt für museale Zwecke“ zu gewinnen. Wenn Naturschützer sich durchaus die Mühe machen wollten, bitte sehr, dann gestatte man ihnen, die Tierchen abzusammeln und nach alten Bunkern in der Umgebung umzusiedeln… Weil aber an solchen Umzug nicht zu denken ist (alle Fledermäuse kehren unverzüglich an den Ort ihrer eigenen Wahl zurück), stand es schlecht um die Sache der insektenfressenden Flatterer. Doch plötzlich… beim Rat des Bezirkes Frankfurt (Oder) gab man sich einen Ruck und anderen ein weithin leuchtendes Beispiel.
Beschlossen und verkündet: Der Bereich „Brauerei-Ruine“ wird als Fledermaus-Schongebiet komplett unter Schutz gestellt. Die Maßnahme dient dem Ziel, das am reichsten besetzte Winterquartier der Art „Großes Mausohr“ (Schutzkategorie A – bestandsgefährdete, vom Aussterben bedrohte Form) auf dem Territorium der DDR dauerhaft zu erhalten und so im Umkreis von 200 Kilometern, eingeschlossen die Nachbarbezirke und ein Teil des westlichen Polens, dem Niedergang der Art entschieden entgegenzuwirken. In unmittelbarer Nähe des Objekts sei alles zu tun (beziehungsweise Störendes zu unterlassen), um das Mikroklima



Unser heutiges Thema heißt:

Wie unterdrücke ich Erwartungsangst?

Sie kennen vielleicht nachfolgende Situation aus eigenem Erleben: Man befürchtet, daß beim Vortrag wieder die Stimme versagt; daß man am Abend nicht einschlafen kann oder des Nachts wieder erwacht; daß die Herzattacke, die Rhythmusstörung wieder auftritt; daß man wieder so stark errötet.

Das sind sogenannte Erwartungsängste. Wie entstehen sie? Nehmen wir zunächst die positive Variante. Jeder dritte Leser etwa dürfte aus eigener Erfahrung das Prinzip der inneren Uhr kennen: Er wäre imstande, auch zu unüblicher Zeit ohne Wecker zu erwachen. Allein der feste Vorsatz kann genügen. Die Psychologen bezeichnen das als inneres Spannungssystem mit Aufforderungscharakter.

Bei negativen Gedanken wird der gleiche sinnvolle Mechanismus benutzt – leider mit ungünstigen Konsequenzen. Je intensiver die Aufmerksamkeit auf das eigene Leiden gerichtet ist, um so mehr vergrößert man es. Man kultiviert das falsche Verhalten, baut selbst die Angstreaktion auf. Die erhöhte Erwartungsangst steigert wiederum die seelischen oder körperlichen Beschwerden. Man kann von einer Teufelsspirale sprechen, aus der man nicht mehr herausfindet. Wie läßt sich die unselige Spirale zurückdrehen? Der häufig erteilte ärztliche Rat, sich zusammenzureißen, taugt hier nichts. Viele Patienten haben es ja ohnehin vergeblich versucht. Sie setzten ihren starken Willen dort ein, wo kein Erfolg zu erwarten ist, bei Vorgängen des vegetativen Nervensystems.

Man muß wissen: Wenn Wille und Vorstellung konkurrieren, siegt immer die Vorstellung. Hilfreich könnten folgende Wege sein:

- Hören Sie auf, sich weiter zu verkrampfen, werden Sie gelassener. Wie der Arzt bei Beinbrüchen eine körperliche Ruhigstellung verordnet, so ist auch bei sogenannten psychosomatischen Störungen eine seelische Ruhigstellung wichtig. Wenn Sie ein Entspannungsverfahren beherrschen wie konzentrative Entspannung, autogenes Training, die Ruhe einleitende Atmung, Yoga-Elemente, Entspannung mit Musik, sollten Sie es einsetzen.
- Beeinflussen Sie sich autosuggestiv, das heißt, wirken Sie selbst durch geeignete intensive Vorstellungen im Sinne von „Selbstaufforderungen" auf sich ein. Besonders effektiv ist es, solche Vorsätze vor dem Einschlafen oder unmittelbar nach dem Erwachen vor sich hin zu sprechen.
- Betrachten Sie die belastenden Prozesse möglichst aus Distanz. Erinnern Sie sich des chinesischen Sprichwortes: Man stolpert leichter über einen Stein als über einen Berg.
- Ignorieren Sie die Beschwerden oder verniedlichen Sie das Ganze. Warten Sie nicht mehr wie ein von einer Schlange hypnotisiertes Kaninchen ängstlich auf das Auftreten Ihrer Beschwerden. Nein, stellen Sie sich darüber – etwa mit den Worten, da kommt wieder mein kleines Wehwehchen …
- Oder versuchen Sie – im Gegenteil – einmal intensiv, Ihre Störungen selbst hervorzubringen: Stottern Sie möglichst viel, oder zittern Sie besonders heftig und lange mit den Händen. Es wird Ihnen nicht gelingen, denn die Erwartungsangst fehlt.

Man kann also eine Menge tun, aber wichtig ist es, immer wieder zu üben.

Im nächsten Heft: Wie trainiert man Furcht ab?

FREIE WELT Ratgeber

Wie überwinde ich meine Angst?
Hilfe zur Selbsthilfe
Von Medizinalrat Dr. Dieter Seefeldt, Chefarzt im Klinik-Sanatorium „Heinrich Heine" in Neu Fahrland

4

Ja zur Völkerschaftsserie

Innerhalb unserer seit 1976 erscheinenden Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR" veröffentlichten wir den 13. großen Beitrag, diesmal über das zentralasiatische Autonome Gebiet Gorno-Altai. „Von einer Völkerschaft, die Altaier heißt, haben wir das erste Mal gehört", schreibt S. Pasbrig aus Berlin.

Wir hatten den Altai-Beitrag zum Anlaß genommen, Sie, liebe Leser, zu fragen, ob wir die bisherige Berichterstattung mit Sonderteilen innerhalb dieser Serie fortsetzen sollen. Die Antwort ist ein klares „Ja"; bis jetzt haben 22 000 Leser die Lösung unseres Preisrätsels eingesandt und 280 Leser teilten ihre Meinung mit, zum Beispiel Siegfried Holzhey, Niemegk: „Ihre umfassende Berichterstattung mit Sonderteilen sollten Sie im Jahr mindestens zweimal erscheinen lassen …" – Herbert Weihrauch, Potsdam: „Ich bin dafür, daß die FREIE WELT wieder wöchentlich erscheint und weiter mindestens zweimal jährlich über Völkerschaften der UdSSR berichten wird." – Gerhard Balter, Karl-Marx-Stadt: „Die FREIE WELT war in der Zeit des ‚Sputnik'-Ausfalls der einzige Lichtblick, vor allem hinsichtlich ihrer Sonderteile der Völkerschaften. Ich würde es begrüßen, wenn diese drei- bis viermal erscheinen könnten." – Heinz Marr, Suhl: „Mir wäre es recht, wenn alle drei Monate diese Serie zu lesen wäre, so könnte man mehr Gebiete besser kennenlernen." – Heinz Gasch, Karl-Marx-Stadt: „Ich würde persönlich darum bitten, die Berichterstattung mit Sonderteilen der Völkerschaftsserie plus Perestroika mindestens alle zwei Monate fortzusetzen." Und Jürgen Tietz, Eberswalde-Finow: „Wir würden uns freuen, wenn Sie in diesem Sinne weitermachen und uns auch über die wichtigsten Konflikte, Brennpunkte und Ereignisse informieren. Natürlich interessieren uns auch andere Völker, denn der Reisepaß allein bewirkt noch lange nicht, daß ich überall hinfahren kann, da das nötige Kleingeld fehlt." FREIE WELT-Mitarbeiter reisten inzwischen nach Äthiopien und werden demnächst auf 20 Seiten darüber berichten.

Neben viel Lob über Inhalt, Fotos und Gestaltung (Danke schön!) erreichten uns auch kritische Einschätzungen. Gudrun Weise aus Niederschöna schreibt: „Die Vorstellung von Völkerschaften ist interessant, jedoch sind mir so viele Seiten unangebracht. Bei so langen Texten erlahmt das Interesse, auch bei zum Teil untragbaren Fotos. Für Wandzeitungen kaum geeignet. Längere Artikel sollten für geschlossene Wandzeitungen gestaltet werden. Die Rätselseite ist zu primitiv!" Und Dirk Brückner aus Halle (Saale) meint: „Die Beiträge über Nationalitäten innerhalb der UdSSR sind übermäßig, während Technikartikel, zum Beispiel über Kfz-Neuentwicklungen, viel zu kurz kommen. Ebenso sind Reisebeiträge zu wenig und mit sehr unkonkreten Angaben versehen. Ihre Zeitung trägt den Namen FREIE WELT, und ich verstehe nicht, warum Sie nur über die Sowjetunion berichten. Wäre es nicht für viele Leser interessant, noch über andere fremde Völker etwas zu erfahren? Bei Ihrem Namen denke ich an eine Zeitung, welche vorurteilslos über Länder der ganzen Welt berichtet."

Bis zum 15. Januar 1990 können Sie noch Ihre Preisrätsel-Lösungen schicken – für Ihre Meinung gibt es keinen Einsendeschluß!

Gorno-Altai: Verschnaufpause für Jäger und Hunde

NEU!

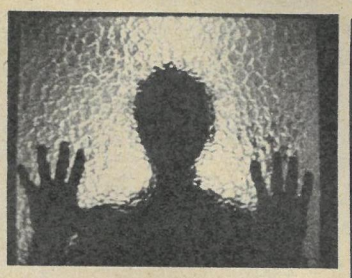
Unser Foto – Ihr Text

Wir stellen eine Aufnahme vor – Sie finden eine Bildunterschrift dazu. Ernst oder unernst, wie Sie wollen – je kürzer, um so besser. Ihre Vorschläge schicken Sie bitte bis spätestens 31. Januar 1990 an Redaktion FREIE WELT, Karl-Liebknecht-Str. 29, Berlin, 1026. Drei Texte veröffentlichen wir in Heft 4/90 zum Sonderhonorar von je 20 Mark.

Kennwort: Fototext

Gegen Ängste

... geht es in unserem FREIE WELT-Ratgeber. Ist die Hilfe zur Selbsthilfe überhaupt von Nutzen? Autor und Redaktion sind an Erfahrungen interessiert – Anonymität wird beim Abdruck auf Wunsch gewahrt.



Hoffnung

Bin 1920 geboren und seit 1935 berufstätig, zur Zeit noch verkürzt als Verkäuferin. Ich bin erschüttert, was die abgesetzte Regierung unserem Volk für Schaden in jeder Beziehung zufügte, und hoffe von ganzem Herzen, daß ein neues, freies Leben entsteht. Es wird wohl nicht ohne Opfer abgehen, aber leiden haben wir in jahrzehntelanger Gefangenschaft und Unterdrückung gelernt. Allen Mitarbeitern Ihres Verlages ein gesundes, friedvolles und ehrliches 1990!

Erika Korth, Karl-Marx-Stadt

Enttäuschung

Ich werde im Februar 63 Jahre alt und bin noch voll als Sekretärin tätig. An den Vorgängen in unserem Land nehme ich natürlich großen Anteil, wenn sie auch meine jahrelange Tätigkeit als Gruppenleiter und Hauptkassierer der Gesellschaft für DSF in meinem Betrieb beendet haben. Trotzdem wird meine persönliche Freundschaft zu den Menschen des Landes Lenins bestehen bleiben. (Vielleicht kann ich im Wohngebiet Aktivitäten auslösen.)

Ingeborg Dotzler, Hoyerswerda

Schwierigkeiten mit der Wahrheit

In der FREIEN WELT 24/89 las ich das Gespräch mit Walter Janka zum Thema „Das Grundübel ist der Stalinismus". Gestatten Sie mir einige Bemerkungen dazu: Der Stalinismus hatte in der DDR keinen Fuß gefaßt. Weder zwangsweise Kollektivierung noch Vernichtung und Beseitigung von Menschen sind hier zu beklagen. Stalin hatte die These aufgestellt, daß mit dem Fortschreiten des Sozialismus der Klassenkampf unvermeidlich zunimmt. Diese These diente Stalin zur Rechtfertigung der Massenrepressalien. Viele angesehene Parteifunktionäre, Regierungsmitglieder, Heerführer und Intellektuelle fielen den Repressalien zum Opfer. Solche Fälle sind in der DDR nicht zu finden. Korruption, Unterschlagungen und Aneignung von Staatsgütern und Geldern haben mit dem Stalinismus nichts zu tun, ebensowenig wie Bürokratismus und die Erweiterungen der verschiedenen Ministerien.

H. Bartel, Berlin

Die Redaktion stellt diese Meinung zur Diskussion.

Lob der Trägheit

Als Ihr auf Euren Literaturseiten statt Tendrjakow und ähnliche Schriftsteller halbes Mittelalter vorgestellt habt, wollte ich die Zeitung schon abbestellen. Gut, daß ich es verschlampert habe. Die Nummer 24/89 ist große Klasse! Den Roman „Die Wolfsjagd" des bulgarischen Erzählers Iwailo Petrow habe ich gleich gekauft. Stellt solche Schriftsteller weiter vor. Ich kann nicht beliebig viel lesen, muß auf eine Auswahl zurückgreifen können.

Lothar Ratai, Feldberg

Wer soll das bezahlen?

In den vergangenen Jahren habe ich über das Reisebüro öfter Städtereisen in die Sowjetunion gebucht. Nachdem aber auch in diesem Land der Preis für eine Reise immer höher kletterte und der Service sank, wird es immer schwieriger, die erforderlichen Mittel aufzubringen (siehe auch FW 24/89 „Reiselust – Reisegeld"). Wenn ich 1977 für die Wolga-Don-Reise noch 1500 Mark hinblättern mußte, so kostet sie heute über 3000 Mark. Da bleiben einem nur noch gute Reisereportagen, wenn auch mit dem persönlichen Erlebnis nicht zu vergleichen.

Günter Stephan, Potsdam

Klasseläuferinnen

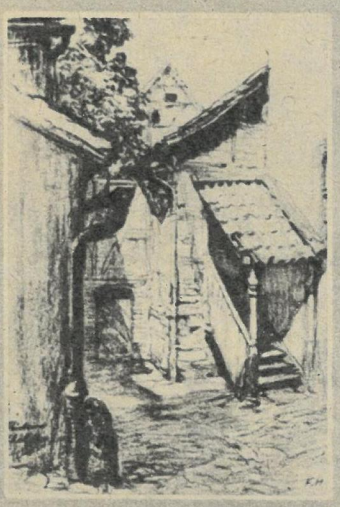
Die Serie über die Birkemeyers war für mich interessant (FW 20–24/89). Hatte ich doch das Glück, um 1930 herum gegen die Klasseläuferin Käte Krauß in der Staffel „10 × 100 m rund um den Großen Garten" im jetzigen Dynamo-Stadion (ehemals Ilgenkampfbahn) in Dresden laufen zu können. Solche Sportberichte würde ich auch in Zukunft sehr begrüßen.

Margarete Reißner, Dresden

Mein Pößneck lob ich mir

In Ihrem Beitrag „Hallo, wir sind erwachsen!" (FW 19/89) wird die Pößnekker Goethe-Gesellschaft erwähnt, leider nur erwähnt. Wer weiß schon, daß Johann Wolfgang auf seinen böhmischen Reisen nicht weniger als achtzehnmal im damaligen Gasthof „Zum Goldenen Löwen" in Pößneck abstieg? Bezüge zum Versepos „Hermann und Dorothea" sind unübersehbar; der Löwen-Wirt ist eine der handelnden Personen ... Unser Freundeskreis „Goethe–Franz Huth" pflegt nicht nur das Andenken des großen Dichters, sondern auch das nachgelassene Schaffen von Franz Huth, der als Sohn und Ehrenbürger unserer Stadt den historischen Anblick vieler Erinnerungsstätten bildlich festhielt (Kohlezeichnung „Alter Winkel"). Als Ortsvereinigung des Kulturbundes sind wir stolz darauf, einer weltweiten Gemeinde von Goethe-Verehrern anzugehören. Zweige der Gesellschaft gibt es sogar in Japan und Australien.

Ursula Kluge, Pößneck



So oder so?

Der optischen Gestaltung Ihrer Zeitung sollte mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. Ich weiß – die leidigen Papierprobleme. Aber die Fotos müssen einfach besser sein. Für das Mittelblatt neue Ideen! Vielleicht ein Poster – farbig – zu einem zentralen Thema des Heftes? Oder Eure richtig guten Humorseiten als Mittelblatt? Noch etwas: Bitte an die hoffentlich zahlreicher werdenden jugendlichen Leser denken!

Christa Müller, Cottbus

... lediglich die Humorseite könnte im Stil hin und wieder gewechselt werden.

Herbert Bergner, Leipzig

Die humoristische Doppelseite einschließlich Akt sollte bleiben. Daran erfreut sich auch ein 72jähriger Rentner noch immer.

Heinz Müller, Dresden

Anstelle der Preisfrage

NEU!

Liebe Leser! Ihr Urteil ist uns wichtig. Mehr denn je! Wie sehen Sie Ihre FREIE WELT?

Im Kreuzfeuer

Heft 1/90

Die Ausgabe, die Sie gerade in Händen halten, steht zur Debatte. Welches Bild, welcher Text, welches Thema spricht Sie besonders an? Was erregt Ihr Mißfallen, stößt auf Ihren Widerspruch? Welche Fragen bleiben offen?

Bitte schreiben Sie bis zum 31. Januar 1990 an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Jede Veröffentlichung wird honoriert. Zusätzlich verlosen wir unter allen Einsendern **1 × 50 Mark,** Gewinner in Heft 4/90. Kennwort: Kreuzfeuer.

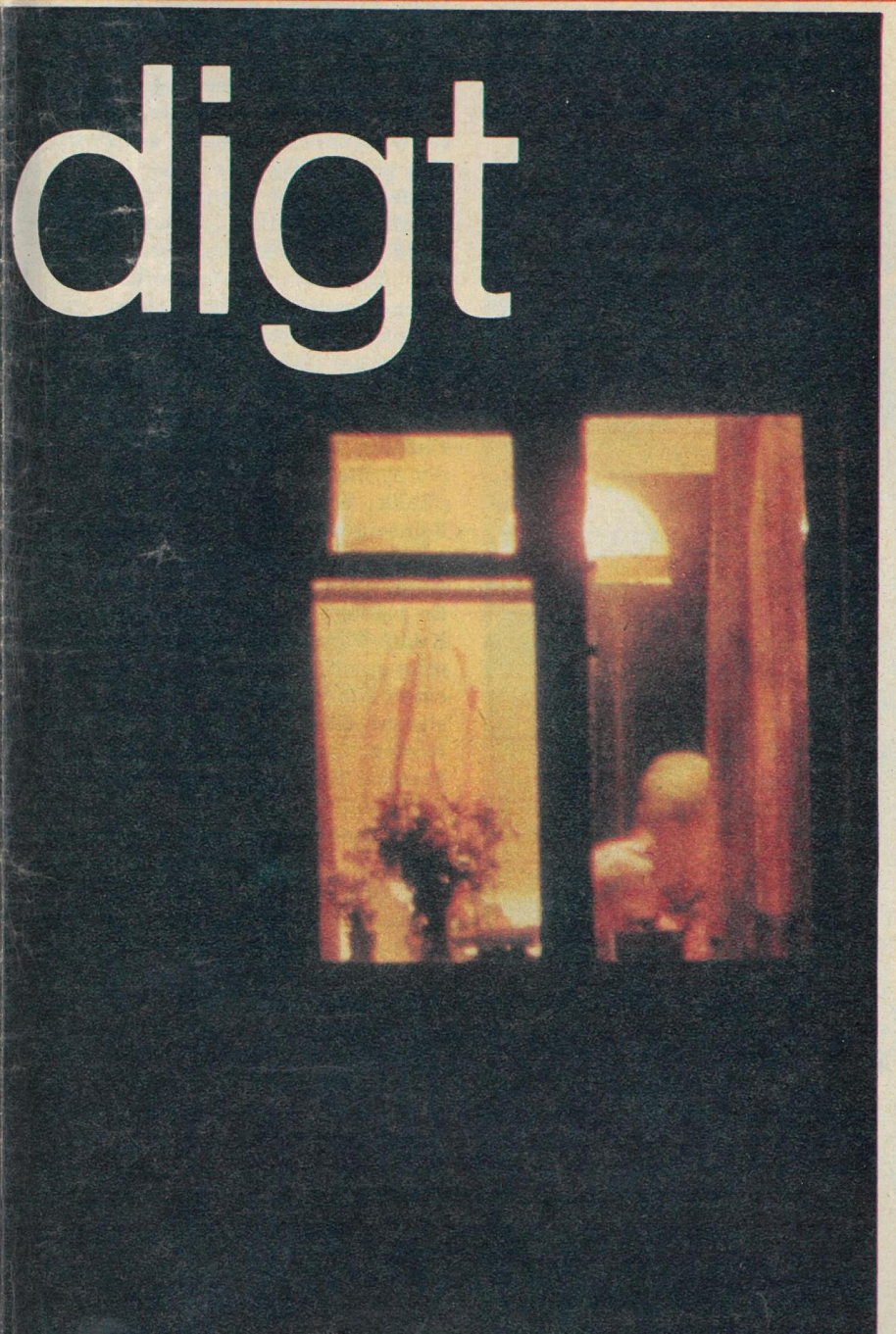
Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Zeichnung: Martin Kotsch; Fotos: W. Warwanz, Gert Pietsch, Markus Erbsch

Probleme — Partner — Perspektiven

Gardinenpre

Ein Beitrag von
Hans Häber (Text)
und Lothar Willmann (Bild)

Dem Sinn nach die nächtliche Strafrede der Ehefrau, hinter Bettvorhängen, für die zu jenen Zeiten Gardinen verwandt wurden. Schon bei Sebastian Brant im „Narrenschiff“ (1494) ist darüber zu lesen: „Die ander kyflet (keift) an dem Bett / Der eeman selten fryd do hett.“ Tamara Jelkina, seit vielen Jahren das wache Auge für Qualitätsproduktion im Kunstfaserwerk „W. I. Lenin“ im belorussischen Mogiljow, hielt eine solche Strafpredigt. Nicht hinter Gardinen, sondern für Gardinen. Anhören mußten sie sich Chefingenieur Herbert Klippel von Textima-Projekt und Wassili Mamorzew, Direktor des Betriebes Feinseide von „Chimwolokno“. Der Streitpunkt: Textima-Anlagen für jährlich 63 000 000 Quadratmeter Gardinen. Der Probelauf wurde ein Fiasko. Reklamation auf Reklamation flatterte Tamara Jelkina auf den Tisch. Das hieß für sie: Anlagen stoppen und den Mißständen auf den Grund gehen, wohl wissend, was Gardinen landesweit für kulturvolles Wohnen bedeuten...



digt

Wir treffen Tamara Jelkina kurz vor 10 Uhr im Feinseidenwerk, in einer der modernen Hallen, in der Schärerei. Zur Linken und zur Rechten stehen je 10 der neuen Schärmaschinen. Sie sind das vierte Glied in der technologischen Kette der Textima-Anlagen, an deren Ende Seide für die Gardinenherstellung bzw. Gardinen aus der hauseigenen Fertigung herauskommen.

Nervös schaut die Qualitäts-Chefin, sie übt ihr Amt im Range eines stellvertretenden Generaldirektors aus, auf die Uhr. Sie wartet auf Herbert Klippel, den Chefingenieur des Montagekollektivs aus der DDR. „Der geforderte Leistungsnachweis ist seit Tagen im Gange“, erfahren wir von der sympathisch, möchte sagen, fraulich und mütterlich zugleich wirkenden Direktorin. Und das, obgleich Textima-Leute und Mitarbeiter von „Chimwolokno“ uns gegenüber von der „gefürchteten Jelkina“ sprachen. „Anlagenteil für Anlagenteil geht auf den ‚Prüfstand‘“, informiert sie uns. „Für Textima gilt es, die projektierten Parameter nachzuweisen.“

Pleite beim Probelauf

Herbert Klippel kommt auf die Minute. Das „Priwjet“ verrät, die beiden treffen sich nicht zum ersten Mal, um Anlagen kritisch unter die Lupe zu nehmen. „Kollegin Jelkina bat mich, die Spannungen, die sich beim Ein- und Ausschalten der Maschinen für den Faden ergeben, selbst zu messen“, bemerkt der Textima-Spezialist. Das Problem: Je Meter muß der Faden mindestens 10 pneumatische Knoten haben, um den Weg von den Spinn- über die Reckzwirn- und Schär- bis hin zu den Wirkmaschinen schadlos zu überstehen (die Messung ergab: 20 bis 25 Knoten). „Zu hohe Spannungen“, so Tamara Jelkina, „reißen die Knoten auseinander. Die Folge: schlechte Qualität, Ausschuß!“

Eine Ursache von vielen, warum der Probelauf schiefging. Für die Direktorin konnte es darum nur die Entscheidung geben: die Anlagen anhalten und die Verantwortlichen zu sich zitieren. Das waren Wassili Mamorzew, Direktor des 2300 Mann zählenden Feinseidenbetriebes, und eben Herbert Klippel. Ihre Forderung: exakter Leistungsnachweis von Textima. Beseitigung aller Hemmnisse durch den Betreiber. „Eher gibt es keine Kopeke für das 30-Millionen-Rubel-Projekt.“

Blitzreise von Direktor K.

Seit dem „Stopp“ war noch keine Woche verstrichen, da drückte Wolfgang Köhler in Mogiljow bei Jelkina die Klinke runter. Über die verfahrene Situation informiert, entschloß sich der Direktor für Chemieseideanlagen zu dieser Blitzreise. „Ich wollte schnell Klarheit schaffen. Die Versäumnisse des einen wie des anderen Partners waren mir allzugut bekannt. Darum stimmte ich dem Leistungsnachweis sofort zu, war bereit, unser Montagekollektiv zu verstärken. Nur so konnten wir die Zwei-

Gardinenpredigt

fel an der Solidität unserer Partnerschaft und des dabei ‚gezeugten' Kindes aus der Welt räumen. Außerdem: Die 30 Millionen Rubel, umgerechnet eine Warenproduktion von über 150 Millionen Mark, sind für Textima kein Pappenstiel."
Immerhin gehören zum Vorhaben: fünf Spinnlinien, 13-Reck-Zwirnmaschinen, 20 Schärmaschinen, 24 Kokett-Wirkmaschinen, eine Breitwaschmaschine und eine Spann-, Trocken- und Fixiermaschine sowie ein Hochregallager. Gardinen in 12 verschiedenen Mustern landen künftig auf dem Schneidetisch.
Wolfgang Köhler und Tamara Jelkina wissen genau: Die eigentlichen Fragen sind nicht die Technik und das Verfahren, das Know-how. Textima-Anlagen gleicher Art laufen bereits in Bulgarien, Rumänien und Jugoslawien. Zuverlässig, effektiv. Zu beantworten ist, wie beide Seiten den Vertrag realisierten. Dabei mußten sie feststellen: Keiner löste Festgeschriebenes bis zum Punkt und Komma vertragsgetreu ein!
„Dem sowjetischen Partner ging es vor allem darum, Importe von Seide abzulösen", erklärte Wolfgang Köhler. „Natürlich hätte er eine solche Anlage auch beim Kapitalisten kaufen können. Daß die Entscheidung zu Gunsten der DDR fiel, hängt mit unserem guten Ruf als Gardinenproduzenten zusammen. Hinzu kommt: Die sowjetische Seite bezahlt keine Dollar. Das Geschäft basiert auf Transfer-Rubel."
Zu Recht kritisiert die Direktorin die Mängel an den Spinnmaschinen, verweist auf den Reinfall mit einer Emulsion. Sie macht den aus Granulat entstehenden „knochenharten" Faden gleitfähig, damit er nach der langen Reise von Maschine zu Maschine schließlich zu Gardinen verarbeitet werden kann.
„Hier betätigten wir uns Quacksalber", sagt sie und bat den Verfahrenträger in Guben um schnelle Hilfe für die richtige „Rezeptur".
Wolfgang Köhler wischt die Kritik nicht vom Tisch, verspricht zu helfen. Allerdings muß Tamara Jelkina ebenfalls Kritisches zur Kenntnis nehmen: keine rechtzeitige Bau- und Montagefreiheit, mangelnde Qualität der Montage, Terminverzüge, weil Montagepersonal fehlte. Und auch das: Trotz aller Mißstände begannen die Mogiljower Kunstseidenwerker den Probelauf. Auf eigenes Risiko. Ihr wichtigstes Argument: der Bedarf an Gardinen im Lande. Dem beugte sich Textima, wenn auch widerwillig.
„Das Desaster", so Wolfgang Köhler, „läßt nur einen Schluß zu: Aufhören mit der beiderseitigen ‚Wurschtelei' und hin zu einer Vertragsrealisierung à la Japan!" Für den Direktor heißt das: keine Halbheiten, keine faulen Kompromisse, keine Augenauswischerei. „Projekte wie das unsere zu realisieren, verlangt von der Stunde eins, d. h. vom Baubeginn bis zur Übergabe der Schlüssel einen Ablauf wie beim Uhrwerk. Alles andere bringt nur Verlust."

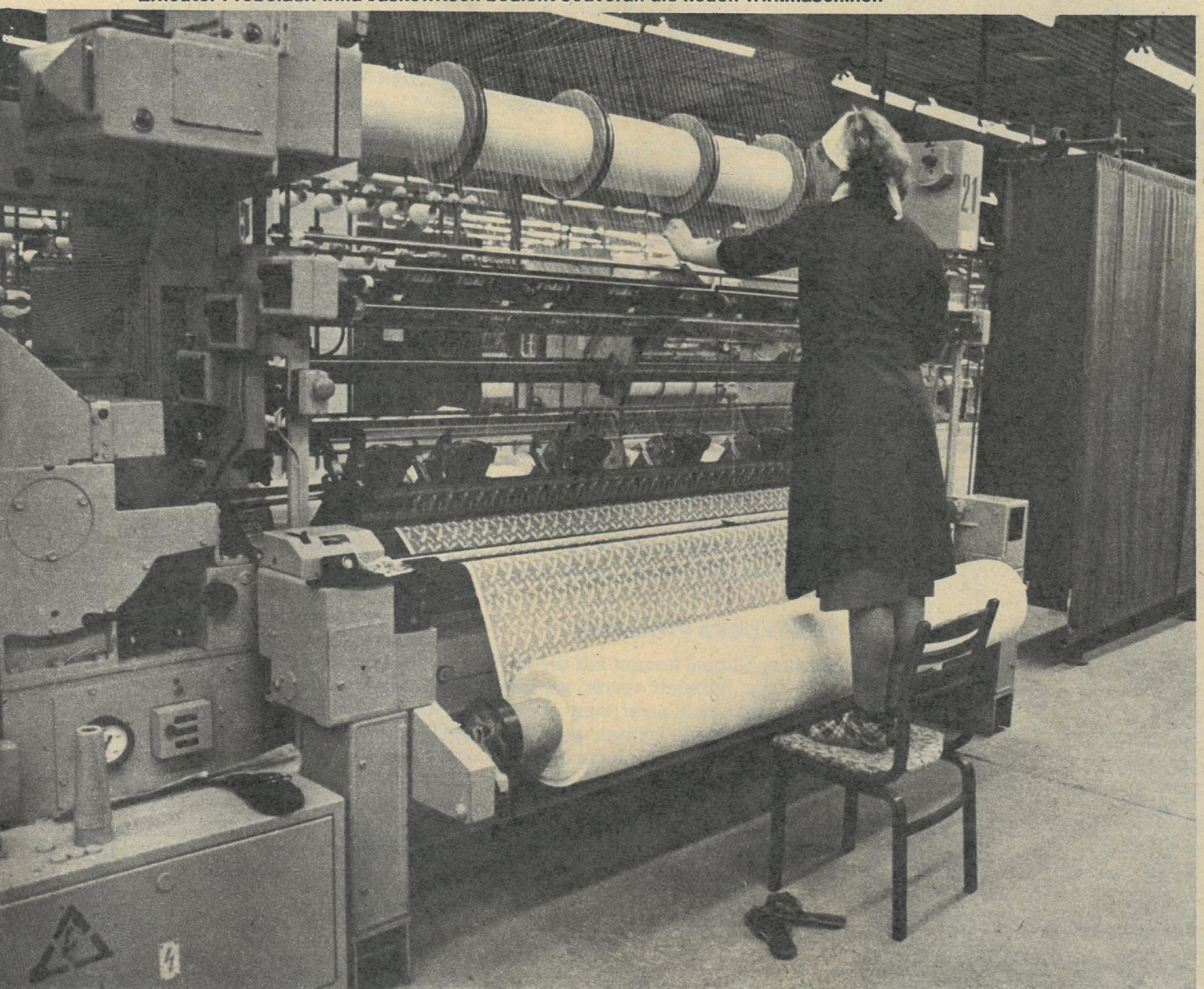
Jelkinas eigene Zeche

Jelkina wäre nicht Jelkina. Von dem Moment an, wo das Dilemma offenbar war, lautete ihre Order: Tag für Tag – und das einen Monat lang – die Seide hundertprozentig prüfen. Und die gesamte Technologie unter die Lupe nehmen, weiß sie doch, wenn hier alles stimmt, dann läßt sich ein guter Faden spinnen.
„Routine!" lautete die selbstkritische Einschätzung der Direktorin, das achte Jahr im Amt. 1968 – nach Abschluß des Instituts für Textil- und Leichtindustrie in Leningrad – war sie nach Mogiljow ins Kunstseidenwerk gekommen. Mit 24 000 Beschäftigten heute eines der größten im Lande.
„Vom ersten Tag an war ich für Qualität zuständig. Meinen ‚Einstand' gab ich als Rohstoffmeisterin im Faserwerk Nr. 1 von ‚Chimwolokno'. Mit einer englischen Firma haben wir es errichtet. Bald darauf arbeitete ich als Schichtingenieur, in punkto Qualität ständig auf Tuchfühlung mit den englischen Spezialisten. Sehr engagierte, korrekte Leute."
Das bewährte Prinzip, zehn Prozent der Produktion zu kontrollieren, hat im Falle des neuen Projekts nicht nur nicht funktioniert, sondern war einfach falsch. Das mußte zwangsläufig für sie und ihr Kollektiv zu einem schwarzen Freitag führen. „Als die ersten Reklamationen ins Haus flatterten, hätten wir sofort reagieren müssen. Wir fühlten uns zu sicher, waren an den Erfolg gewöhnt! Vor gut neun Jahren, ich war damals noch Chefin des Labors, gab es mal ernsthafte Sorgen mit der Qualität. Seitdem …?"
Sehr rasch zeigte sich: Eine der Tücken ist die Druckluft. Verschmutzte Düsen beweisen das. Das Nachforschen förderte Schlamperei zutage, beginnend beim Hauptenergetiker. Die montierten Rohre waren nicht korrosionsbeständig! Jelkinas „Prikas": Rohre auswechseln! Für den Energetiker Abzug der Quartalsprämie.
Eine Zeche, etwa in der Höhe eines Monatslohns, d. h. mindestens 250 Rubel, die sie selbst auch zahlte. Zum einen wegen dem „Reiten" von Prinzipien. Zum anderen: Qualität ist für sie nicht nur eine Prämisse für die Produktion. „Katschestwo" bedeute für sie ein Stück Leben, habe für sie eine gesellschaftliche Dimension. „Darin drückt sich das Kulturniveau eines Volkes aus", bekennt sie.

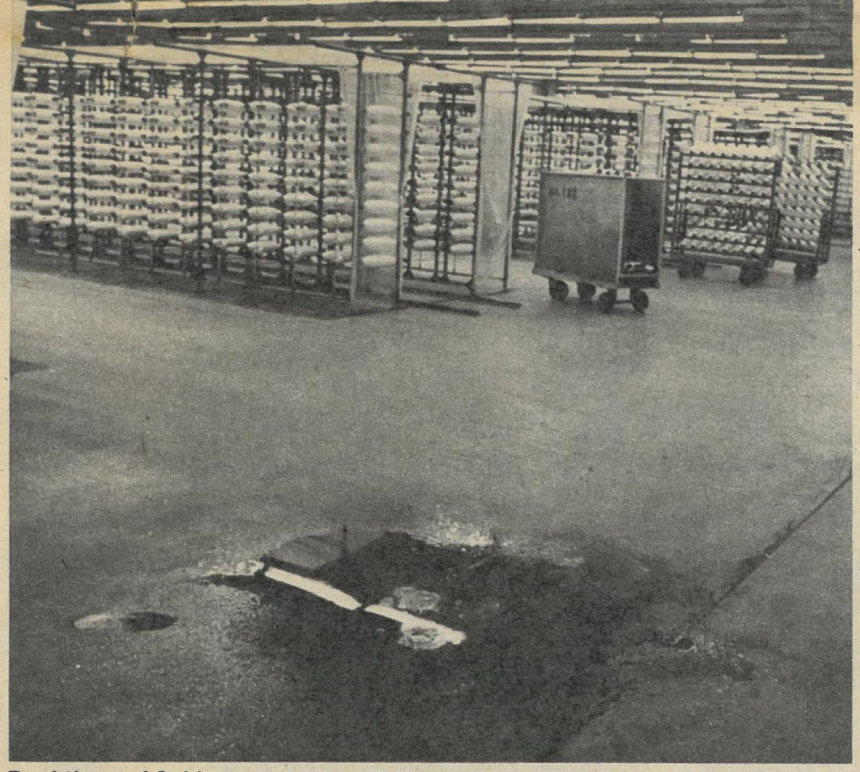
Alte Hüte nicht gefragt

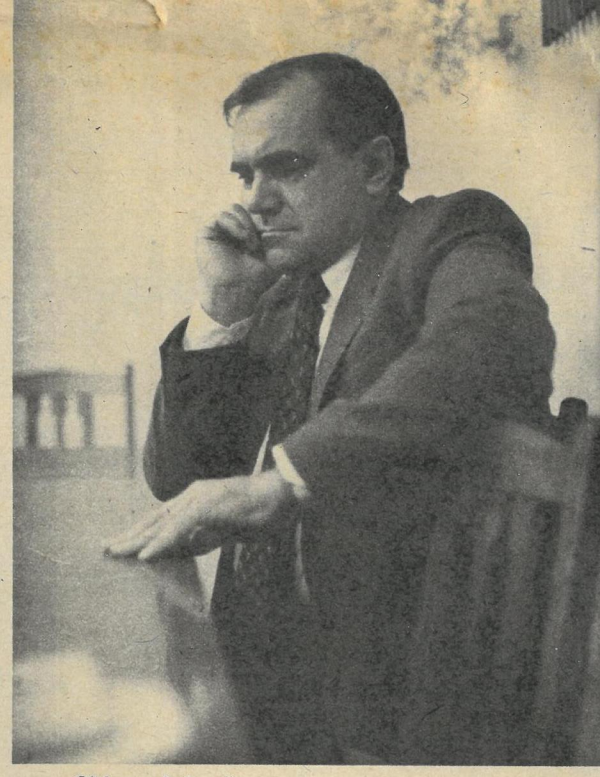
Den Gedanken von Tamara Jelkina führt Wladimir Dechtjarow weiter. Der 37jährige Chemieingenieur, seit geraumer Zeit einer der zwei Stellvertreter von Direktor Mamorzew, verweist auf eine Rede Gorbatschows. Darin habe er gesagt, die RGW-Länder müssen aufhören, sich gegenseitig ‚alte Hüte' zu verkaufen und die Renner auf dem westlichen Markt. „Sicher, jedes Land braucht Devisen, aber was ist das für eine Zusammenarbeit, wenn Geschäftspartner nicht fair miteinander umgehen. So rutschen wir immer mehr in die Talsohle."
Dechtjarow weiß, wovon er spricht. Als Leiter einer Gruppe von Spezialisten war er Anfang 1988 bei der Firma Höchst in der Bundesrepublik. Dort lernte er Polyester-Feinseidenanlagen und vor allem modernes Management kennen. Nein, schätzen!
Er plädiert für Geschäfte, wo der Kunde König ist und keine Bettlerrolle spielt. „Was sollte heutzutage einen Käufer am Geschäft interessieren? Ganz einfach: Know-how, Kosten, Qualität, Lieferfristen und Service! Nur wer so bedient, kann und sollte Partner sein. Wenn nicht, dann geht man zur Konkurrenz."
Auf sein Engagement beim Leistungsnachweis angesprochen, erklärt er: Er wolle sich weder von den Textima-Leuten noch von den eigenen Spezialisten ein X für ein U vormachen lassen. Die Pleite beim Probelauf habe ihm gereicht. Schließlich müsse er künftig für die geplante Produktion in Menge und Qualität geradestehen.
Außerdem: Das 250 Köpfe zählende Kollektiv der neuen Abteilung möchte natürlich auch gutes Geld

Erneuter Probelauf: Irina Jaskewitsch bedient souverän die neuen Wirkmaschinen



verdienen. Zugleich seien die vielen jungen Frauen, die an den Maschinen arbeiten, direkt an dem, was sie herstellen, interessiert. „Schaut euch um, wie das Angebot bei Gardinen aussieht. Und vor allem, was sie kosten, dann könnt ihr den Wert unserer Arbeit sicher besser einschätzen“, betont Dechtjarow.
Nach Gründen für seine radikale Denkart befragt, reagiert er humorvoll. „Bevor ich Chemie studierte, besuchte ich eine Militärschule für Seeleute. Ich wollte U-Boot-Fahrer werden. Das heißt, ich liebe das Risiko, das Unbekannte, das Neuartige.“ Ernsthaft fügt er hinzu: „Einen modernen Sozialismus, den können wir nicht länger vertagen, dafür müssen wir hier und heute streiten. Wir brauchen eine Wirtschaft, die floriert. Die Perestroika muß für die Menschen nicht nur begreifbar, sondern greifbar sein.“





Reaktion auf Schlamperei: Wassili Mamorzew, Direktor des Feinseidenwerkes von „Chimwolokno“

Wie ein Gewitter

Von Tamara Jelkina bekommen wir den Tip: Am letzten Tag des Leistungsnachweises wird sich Generaldirektor Iwan Jefanow die Anlagen anschauen. Was konnte uns besseres passieren! Alle Versuche, ihn zu sprechen, waren bis dahin gescheitert. Er habe viel zu tun, hieß es immer wieder.
Punkt 13 Uhr stehen wir wieder in der Schärerei. Doch bevor der Rundgang losgeht, gibt es Scherere! Presse sei nicht erwünscht, läßt er uns wissen. Was er zu bereden habe, sei nicht für unsere Ohren bestimmt! Sagt's und kehrt uns den Rücken zu. Um eine Erfahrung reicher mit „Glasnost“ treten wir mit Tamara Jelkina in umgekehrter Richtung den Rundgang an.
Unsere Eindrücke: Die Maschinen laufen. Die Gesichter der Spezialisten, die hier und da noch prüfen, wirken entspannt. Die Stimmung unter den Mädchen an den Reckzwirnmaschinen ist ausgesprochen fröhlich. Von Swetlana Koslowa (20), sie arbeitet seit einem Jahr in der Abteilung, erfahren wir: Sie habe, wie viele andere Kolleginnen, die keine Ausbildung im Beruf hatten, drei Monate die Schulbank gedrückt. „Ich bin Metallarbeiter. Doch diese Arbeit sagte mir nicht zu. Sie war schmutzig und wenig attraktiv. Diese hier macht Spaß. Wir sind alles junge Leute, der Betrieb ist neu, die Anlagen auch. Und ich kann gut verdienen, 250 Rubel und mehr. Allerdings im Drei-Schicht-System.“
Gut finde sie es, daß „Chimwolokno“ Gardinen auch an die Belegschaft verkauft. Jeweils 10 Meter, das Meter drei Rubel, damit gut um die Hälfte billiger als im staatlichen Handel. So etwas sporne natürlich an, möglichst viel und in guter Qualität zu produzieren. Ljudmila, Larissa, Galja und die anderen sind froh, daß die Anlagen nunmehr laufen. „Die vielen Störungen beim Probelauf“, so Swetlana, „haben uns ganz schön genervt.“
Doch da war beim Rundgang noch die Pfütze in der Halle. Keiner konnte sie übersehen. Logischer Schluß: Dach undicht! Frage: Warum und wie lange schon? Und da war die Sache mit den Teilkettbäumen, den großen Rollen, auf die an den Schärmaschinen der Faden läuft. Die Frauen rollten sie über den Betonfußboden! Logischer Schluß: Verstoß gegen die Technologie! Frage: Ist das nicht bekannt? Schließlich das „Feuerwerk“ in der Gardinenfertigung. Ein Schlosser schliff hier munter die Ketten, die beim Wirken für die Muster sorgen. Logischer Schluß: Verstoß gegen den Brandschutz! Frage: Gibt es dafür keine Werkstatt?

Sekunden der Wahrheit: Tamara Jelkina und Herbert Klippel beim Messen der „Knoten“ im Faden

Schnurstracks geht Tamara Jelkina mit uns zu Mamorzew. Vorbeugend sagt sie uns: „Wenn wir uns begegnen, sind wir wie ein Gewitter!“ Mamorzew empfängt uns schmunzelnd. Vier Jahre war er Gubener auf Zeit, hat dort die Technologie für das Schnellspinnverfahren mit entwickelt und die erste Anlage errichtet. Ein Verfahren, das die Mogiljower plus Anlagen kaufen wollen. Er kennt sich im Metier aus.
Der Grund für seine gute Laune? Der erfolgreich verlaufene Leistungsnachweis. „Alle Anlagen funktionieren normal“, stellt er fest. „Damit sind die Garantien gegeben, die vorgesehene Kapazität für 3800 Tonnen Feinseide in der erforderlichen Qualität zu erreichen.“
Auf die Schludereien angesprochen, verfinstert sich zusehends sein Gesicht. Hart geht die Direktorin mit ihm ins Gericht. Worte wie „Schlamperei“ und „mangelnde Verantwortung“ fallen. Mamorzew muß sich die Jacke anziehen, kann in diesem Fall nicht auf Textima verweisen. „Die Mißstände sind umgehend zu beseitigen“, diktiert die Qualitäts-Chefin.

Offene Beträge

Ende gut, alles gut? Was die Gardinenpredigt von Tamara Jelkina betrifft: ja! Sie hat gewirkt. Die Textima-Anlagen laufen und sind an die Mogiljower Kunstseidenwerker übergeben. Dennoch: Wenige Stunden vor Unterzeichnung des Abnahmeprotokolls sitzen Klippel und Mamorzew über einem Stapel von Papier. Zusatzprotokolle, sozusagen der Anhang zum Leistungsnachweis. Deutlicher: die offenen Beträge, die von beiden Seiten noch zu begleichen sind.
Offen bzw. nicht realisiert, so Herbert Klippel, sei das vollautomatisierte Hochregallager. Das Werk hat die vorgesehene Baukapazität in den Wohnungsbau gesteckt. Für das Vorhaben nicht günstig! Wo und wie soll künftig die Ware gelagert werden?
Offen, weil so gut wie nicht mehr vorhanden, sind auch die Maschine 13 in der Reckzwirnerei und die Maschine 11 in der Schärerei. Die Monteure von „Chimwolokno“ haben sie als Ersatzteilspender genutzt. „Zu bequem, ins Lager zu gehen“, kommentiert Klippel den Sachverhalt. „Keine Frage, der Kunde bezahlt das Nachrüsten.“
Bleibt Textima auch einiges schuldig? „Leider!“ stellt der Chefingenieur fest. Allein das Protokoll zum maschinentechnischen Teil enthält 12 Punkte. Darunter diesen: Der Kunde bestand auf speziellen Magnetventilen. Produzent ist das Magdeburger Armaturenwerk. „Lieferzeit – zwei Jahre.“ erklärt Klippel lakonisch. Ein anderer Punkt: eine Fußbodeneinbauwaage. Bei einem Wassereinbruch ging eine Wägezelle kaputt, und die kommen aus Ungarn. „Was habe ich gemacht“, erklärt Klippel. „Anruf beim Waagenhersteller in Radebeul. Antwort des Kundendienstingenieurs: ‚Kein Ersatz! Schreibe eine Havariemeldung, dann klappt's vielleicht.‘ Nichts hat bisher geklappt.“
Wassili Mamorzew: „Ich habe darauf gedrungen, daß Textima-Monteure die Anlage noch ein Jahr lang betreuen. Wir brauchen in jedem Falle Sicherheit!“ Gefordert habe er auch, daß ein Spezialist aus der DDR den Gardinenherstellern im Lande beim Einsatz der Seide zur Seite steht. „Seide ist nicht gleich Seide.“
Offen für uns als Berichterstatter bleibt: Können RGW-Partner künftig so weiterwurschteln?

Spuren erbitterter Kämpfe an den einstigen Zwingburgen des Ceausescu-Clans. Die Rumänen wollen wissen: was tat sich in den Todeskellern der Securitate, der Terrorkommandos des verhaßten Regimes? Warum der unbeschreibliche Luxus für die Residenzen des Conducators, aber Hunger, Armut, völlige Rechtlosigkeit für das Volk? Das immer wieder forderte: „Jos cu tirania" –

Nieder mit der Tyrannei

FW-Reporter Günter Gensicke (Text) und Volker Hohlfeld (Fotos) erlebten den Jahreswechsel in Bukarest

Bukarest versinkt förmlich im Schnee. Seit Tagen schon türmt er sich naß und schwer auf Dächer und Bäume, armstarke Äste brechen herab und versperren die Straßen. Doch nicht nur deshalb waten wir vorsichtig durch den knöcheltiefen Matsch: unheimlich, ungreifbar hängt über allen die Drohung plötzlichen Todes. Die Mordkommandos der Securitate, der Geheimpolizei des gestürzten Diktators, terrorisieren die Stadt. Sie sind schwer zu fassen, denn man hat sie speziell und in finsterer Voraussicht auf diese Art Kampf vorbereitet: Jeder Schlupfwinkel ist ihnen bekannt, sie schießen von Dächern, aus den Fenstern konspirativer Wohnungen und leerstehender Häuser. Dann verschwinden sie in die Unterwelt – in die verzweigten Tunnel der Kanalisation oder die Gänge des Sicherheitsnetzes, das nur ihnen bekannt ist, da sie es selbst angelegt haben. Rund 2000 Mann, so schätzt man, dürften es in der Stadt noch sein, 30 000 wohl in den Bergen, ausgerüstet mit modernsten Kampfmitteln, Ranger, hochqualifizierte Mörder, von denen einer im Gefecht ebensoviel wert sein soll wie 60 Soldaten der regulären Armee. Aussagen verwundeter und in die Krankenhäuser eingelieferter Terroristen bestätigen das Gerücht: Der Conducator hat Kinder aus den Waisenhäusern im Alter von 7 Jahren ausgliedern und sie in Spezialcamps zusammenfassen lassen. Sie wurden wie Bluthunde trainiert, über Jahre hinweg,

Nieder mit der Tyrannei

abgeschlossen von der Umwelt, ohne jede soziale Bindung, und das mit dem einzigen Ziel, perfekte, blind ergebene, hochdisziplinierte Killer zur ständigen Verfügung zu haben.

Geraten sie in Gefangenschaft, verhalten sie sich wie Wölfe. Spezialdrogen, mit denen sie vollgestopft sind, setzen tierische Instinkte frei, vervielfachen den Aggressionstrieb, die ohnehin unmäßige physische Kraft, ihren antrainierten Trieb, in den Tod zu gehen um zu töten, zu töten... Eine Mitteilung in der hauptstädtischen Presse: Es

Zeugnisse der Agonie eines Regimes: In den Kellern der Securitate
Die erste Schlacht ist geschlagen, Volk und Armee haben gesiegt

Piata Romana – Tausende starben im Kugelhagel und unter den Ketten der

Aus der Universitätsbibliothek feuerten

Panzer
die Terrorkommandos in die Demonstranten

Zu Asche zerfallen sind unschätzbare Werke rumänischer und internationaler Literatur

Nieder mit der Tyrannei

wird dringend abgeraten, unbekannten Personen die Wohnungstüren zu öffnen. Und belegt wird das durch ein warnendes Beispiel: In der siebenbürgischen Stadt Brasov mordete eine Frau, Mitglied der Securitate, innerhalb weniger Tage 140 Menschen – sie klingelte an den Türen und schoß alles nieder, was sie in den Wohnungen antraf, Männer, Frauen, Kinder.

Die Bukarester aber geben sich erstaunlich gelöst und ruhig. „Ceausescu kaputt“schreit mir der Händler auf dem Markt ins Ohr, so unverhofft, daß mir vor Schreck seine hundert Holzlöffel aus der Hand fallen, „rumänisches Tyrann tooot.“ Er will sich regelrecht ausschütten vor Lachen, und er hat wohl auch allen Grund: Diese Leute haben eine Revolution gewonnen, zumindest ihre erste Schlacht, und, dessen sind sie sich sicher, sie werden sich den Sieg von keiner der Ratten aus der Kanalisation wieder nehmen lassen.

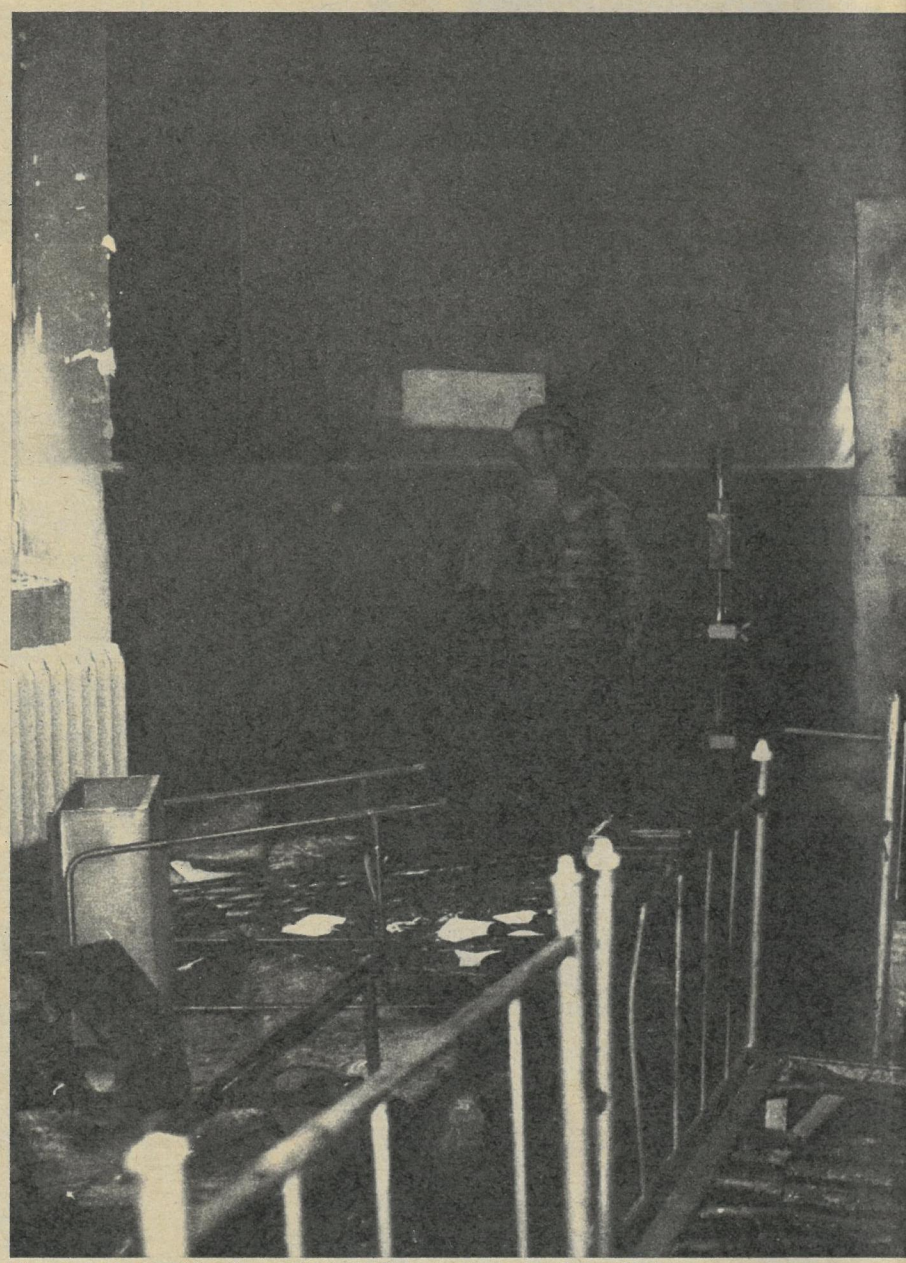
Wir fragen eine Frau auf der Straße, was sie denn so besorgt hat für die Silvesterfeier. Fleisch steckt drin in ihrer Tasche – die Rationierung ist als eine der ersten Maßnahmen aufgehoben worden – Wein, nach dem sie lange hat anstehen müssen, Milch und Apfelsinen. Ihre Tochter kenne Südfrüchte nur aus Märchenbüchern, sagt sie, und: „Die da oben hatten alles im Überfluß, allen Luxus der Welt, wie orientalische Fürsten. Selbst die Wasserhähne im Palast des Conducators waren aus purem Gold, aus unserem floß nicht einmal immer Wasser.“ Ein erster, für alle spürbarer Erfolg der Revolution also: Man kann in Bukarest wieder einkaufen! Sicher ist die Auslage nicht eben reich, doch wird überhaupt wieder etwas angeboten, und jeder kann erwerben, was er und wieviel er gerade möchte. Über Bord geworfen sind Ceausescus „wissenschaftlich begründete Normen der Ernährung“, und das ebenso wie der Mann selbst, sein Familienclan und der ganze schmarotzende und schlemmende Hofstaat. Mit 18 Millionen Tonnen beziffern Wirtschaftsexperten die 89er Getreideernte – der Conducator hatte von 60 Millionen gesprochen – und das sei ausreichend, um die kontinuierliche Versorgung der Bevölkerung bis zum Sommer hin zu sichern. Nach Jahren des Hungers, der Strom- und Wärmerationierung, der Wasserknappheit und des erfolglosen Anstehens vor den Geschäften kommt das Leben in Rumänien mühsam, aber Schritt für Schritt wieder in normale Gleise.

Und doch – dringend mahnt die Regierung, den Silvesterabend in den Wohnungen, nicht in öffentlichen Einrichtungen zu feiern. Weiterhin hängt über allem, was sich in der Hauptstadt tut, das Damoklesschwert eines Generalangriffs der Terrorkommandos.

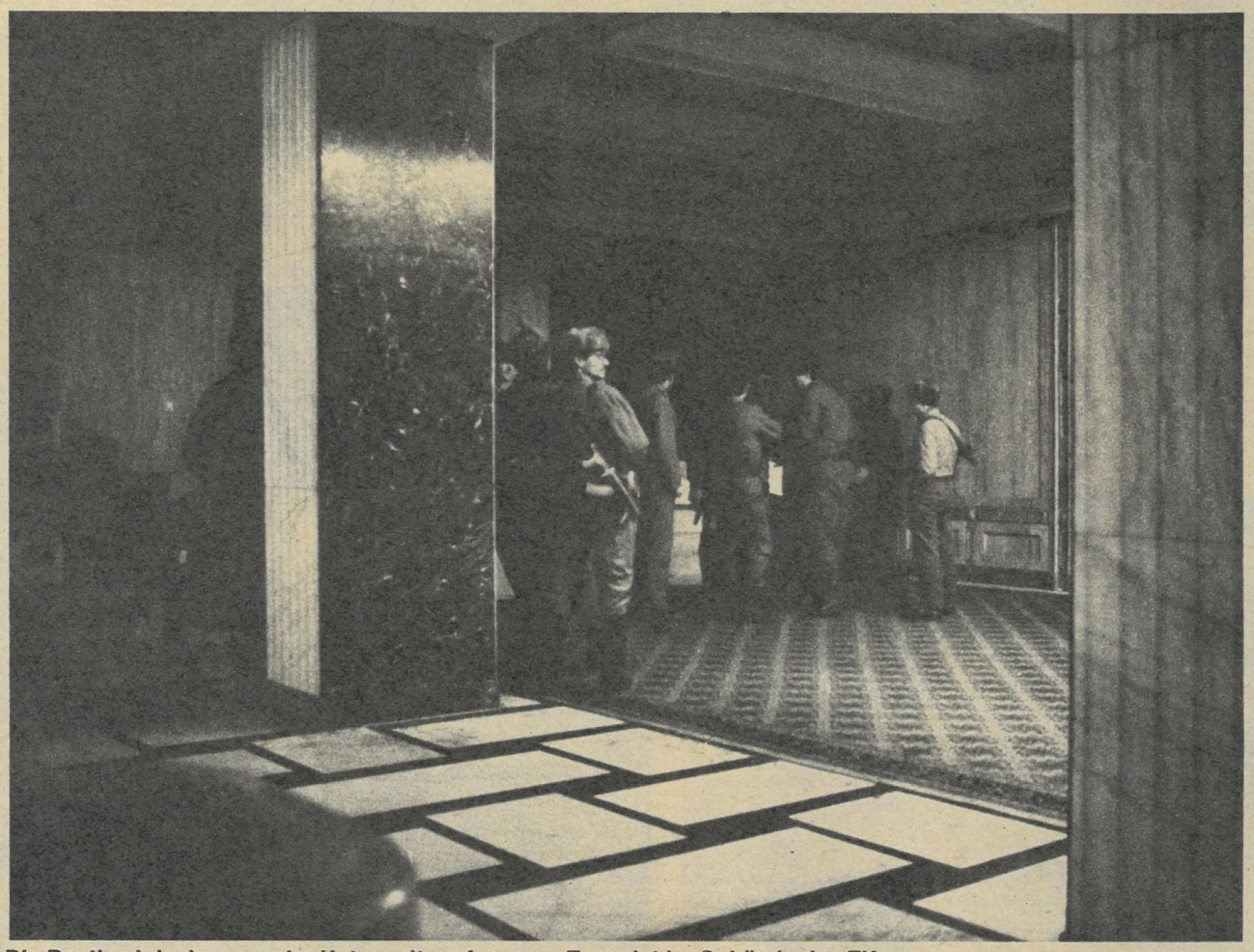
In den Kellern der Securitate

Es wird wohl nur wenige Rumänen geben, die die Verliese der Geheimpolizei Ceausescus lebend und unbeschadet wieder haben verlassen können. Verglichen mit den Sonderkommandos der Securitate erinnert die Hitlersche Gestapo an einen Verein von Sonntagsschülern, sagen die Bukarester. Stellen wir in Rechnung, daß sie wohl ebenso lükkenhaft wie über gesellschaftliche Prozesse in anderen Teilen der Welt über den deutschen Faschismus informiert worden sind, so spart doch dieser Vergleich nicht allzuviel aus, was an Grausamkeit und Brutalität gemeinhin vorstellbar ist.

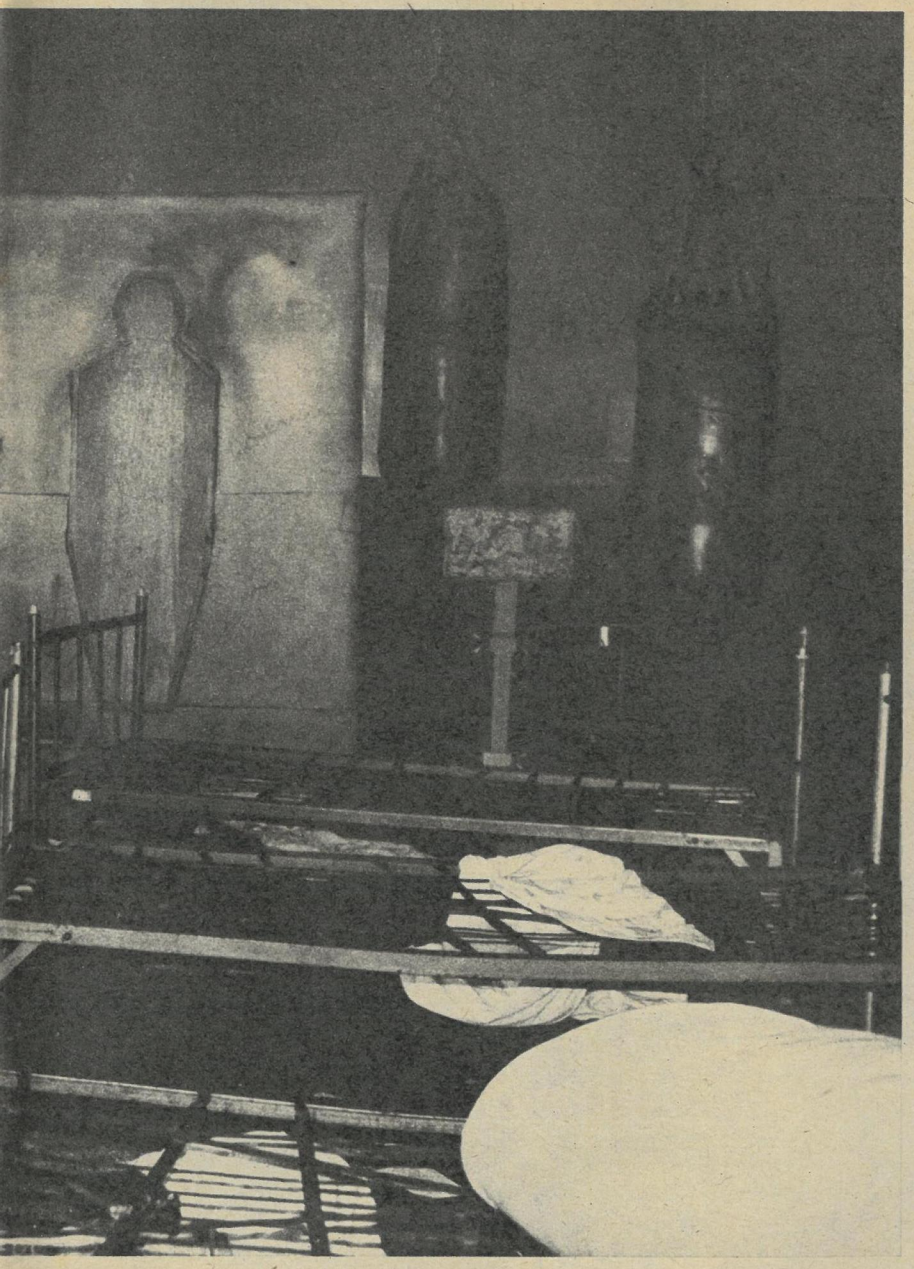
Mögen uns nun diejenigen verzeihen, die wohlmeinend vor unbedachten Handlungen gewarnt haben: Als der Posten vor dem zerschossenen Gebäude der Securitate plötzlich davongeht, steigen wir unverzüglich – oh journalistische Neugier – über die gefürchtete Schwelle und hinein in die schuttbedeckten Räume und Flure, wo die Balken noch rauchen und der Schneesturm durch die Granatlöcher pfeift. Ein junger Mann, Student, wie sich später herausstellt, winkt uns weiter und weiter, über Berge von Schutt hinweg und unter Dachteilen hindurch, die merkwürdig instabil im Silvester-



Hier wurde das Morden geübt: Trainingsraum der Securitate



Die Bestien kriechen aus der Unterwelt: gefangener Terrorist im Gebäude des ZK



wind baumeln. Hoch atmen wir auf, als wir gesund und unzerschmettert in einen rußigen Raum treten können, doch dauert es seine Zeit, ehe wir die Luft wieder herauslassen: verkohlte eiserne Bettgestelle, zersplitterte Stühle, Stiefel und verdreckte Fetzen in wirrem Durcheinander, an der Wand aber, schräg und ganz unwirklich, lehnt – fahl vom Licht beschienen – ein Mensch. Wir stehen wie vom Donner gerührt und starren hinüber – da erkennen wir mit unseren schneegeblendeten Augen: Dies ist ein lederner Mann, und kein toter, an ihm ist das Töten nur geübt worden.

Ein Trainingsraum also der Securitate: Die Lederfigur, an der Wand eine menschliche Silhouette aus Kork, über und über zerstochen von Messern, zerfetzte Karate-Schlagplatten, von der Decke baumelnde Leder-Sandsäcke – es stinkt nach Rauch, Zerstörung und Kot, und ich glaube, dies wird mir als der arteigene Geruch von Verbrechen auf ewig in der Nase bleiben. Doch ungeduldig winkt uns der verblüffend ortskundige Student: Zögernd steigen wir eine finstere Wendeltreppe hinab – „geht niemals in die Keller unbekannter Häuser", höre ich die Warner, „der Raum unterhalb des Bukarester Pflasters gehört den Killerkommandos" – doch als wir ins Licht treten am Ende des Tunnels, wird alles andere sekundär. Ein Gang liegt vor uns, der sich in wasserdurchrauschtem Dunkel verliert. Gleich links klafft weitgeöffnet eine Tür, und als wir hindurchtreten, stehen wir bis an die Knöchel in Bergen von Patronenhülsen. „Laborator", radebrecht unser Freund, und wir sind nicht ganz sicher, ob er „Werkstatt" gemeint haben mag: Eine Kampfstatt, das steht außer Zweifel, zum bitteren Ende bestimmt. Umgestürzte Spinde, zerschmetterte Patronenkästen, wirre Haufen scharfer Munition vielerlei Kalibers, Uniformfetzen, abgerissene Gewehrkolben, Aschehaufen von verbranntem Papier – hier haben die Bestien ums nackte Überleben gekämpft, und diesmal waren es wohl sie, die die Keller der Securitate nicht unversehrt haben hinter sich lassen können.

Wir dringen nicht tiefer hinein in die Unterwelt: Was wir gesehen haben, ist aufschlußreich genug, und die schwarzen Geheimnisse des zweiten Untergeschosses – wieviel denn mögen es insgesamt sein? – sollen denen vorbehalten bleiben, die demnächst die Säuberung des Bukarester Untergrunds mit anderen Waffen als spitzen Bleistiften vornehmen werden.

Auf den Spuren des Conducators

Wir wollen hinein in das Gebäude des ZK und stehen mit erhobenen Händen: Erneut werden wir – das wievielte Mal nun schon in Bukarest – auf Waffen durchsucht. Schließlich könnten ja auch wir, trotz DDR-Paß und Presseausweis, Konterbande der Securitate sein. „Drei Mann", ruft der Posten die Treppe hinauf, und „drei Mann" der von oben herunter, als er uns in Empfang nimmt. Da plötzlich werden wir gepackt und höchst unsanft ins nächste Zimmer gedrängt, Sicherungshebel knacken in Maschinenpistolen, martialisch Bewaffnete stürzen aus einem der schier endlosen Gänge. Sie stoßen einen Mann an die Wand, das sehen wir gerade noch, dann knallt die Tür hinter uns ins Schloß, und wir treten schnell zur Seite: Sollten auch noch Schüsse knallen, dann ist uns eine Mauer dagegen schon lieber. Doch alles bleibt „ruhig", und so nutzen wir die Gunst des Augenblicks. Wir öffnen die verglaste Tür auf der Gegenseite. Da stehen wir auf dem Balkon, von dem aus Ceausescu, konfrontiert mit haßvollem Protest, verzweifelt versucht hatte, sein Regime und damit seine Haut zu retten. Hier, wo er größte Triumphe zu feiern gewohnt war, erlebte er seine bitterste Niederlage, hier zeigte sich im Gott der Teufel, hier gab er den Befehl zum Schießen – der Conducator des Volkes wurde hier zu dessen Exekutor. Ringsum ragen die Ruinen – die zerschossene Gemäldegalerie, das rauchgeschwärzte Schloß, das Gebäude der Securitate und die ausgebrannte Universitätsbibliothek, wo wir noch Bücher vorgefunden hatten, in ausgeglühten Stahlregalen, tausende. Eines davon habe ich berührt, da zerfiel es, gespenstisch, zu Staub.

Wir drängen uns auf den Gang hinaus, hindurch durch die Soldaten, vorbei an dem nunmehr mit Draht gefesselten Gefangenen. Gestern noch hätten wir gesagt: ein lebender Toter, da wurden Terroristen gnadenlos erschossen. Seit heute morgen aber, so Präsident Iliescu, ist die Todesstrafe in Rumänien abgeschafft. „Drei Mann", wir steigen die Treppe hinab, „drei Mann", dann stehen wir wieder auf dem Platz. Kinder laufen vorbei, in einem Maschinengewehrlauf leuchten Blumen und drüben füttert ein Soldat vom Panzer herab die Tauben. Wir stapfen durch den Neujahrsschnee, die Sonne scheint, der Schreck weicht langsam aus unseren Herzen. Da biegen wir um die Ecke – „Halt, drei Mann..."

Sie werden's wohl schaffen, die Rumänen, und zum Teufel mit allen Ceausescus.

Im nächsten Heft:

Wie geht es weiter in Gabčikovo?

Für und wider den Bau des Donau-Stau und -Schiffahrtsweges, der zu einem Streitobjekt zwischen der ČSSR und Ungarn wurde.

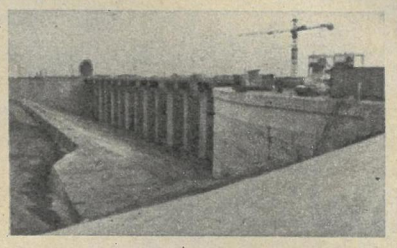


Foto: V. Hohlfeld

Die Farben der Perestroika

Neue Parteien und gesellschaftliche Organisationen formieren sich in der UdSSR.

Foto: D. Borko

Die verbotene Insel

Elf Bungalows im gepflegten Landhausstil boten bisher nur Auserwählten erlesenes Domizil. Als erste Illustrierte besuchte FREIE WELT den naturgeschützten, Rügen vorgelagerten Vilm. Was wird aus dem Eiland?

Vor den Westberliner Filmfestspielen

Der Leningrader Sergej Owtscharow, der nach Meinung von Schauspielerkollegen bereits zur ersten Garnitur sowjetischer Filmemacher zählt („Der Linkshänder"), kommt mit seinem neuen Film „Es" zum Forum des jungen Films. Saltykow-Stschedrinsche Satire im Heute, Gestern, Morgen. Oksana Bulgakowa schreibt dazu.

Foto: Lenfilm

Redaktionsschluß für dieses Heft: 8. 1. 1990

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT Tourismus

INTOURIST-

REISE-SCHECK

ИНТУРИСТ

Freie Wahl einer Touristenreise in die Sowjetunion aus unserem aktuellen Angebot 1990 im Wert von

2000 MARK

Ein Abend im...

S novym godom! S novym stschastjem! Viel Glück im Neuen Jahr wünscht allen Lesern der FREIEN WELT die INTOURIST-Generalvertretung in der DDR. Wir möchten Sie 1990 mit einer fünfteiligen Reise-Preisrätsel-Serie, dem INTOURIST-REISE-SCHECK, überraschen. Heute können die alten und neuen Freunde von Reisen in die Sowjetunion den ersten von fünf 2000-Mark-Schecks gewinnen. Er berechtigt die Preisträger, in unserer Berliner Filiale in der Rosa-Luxemburg-Straße frei aus dem Reiseangebot 1990 zu wählen. Dem Gewinner bleibt es überlassen, ob er für seine 2000 Mark allein reisen möchte, ob er sich den Preis mit einem Reisepartner teilt oder ob er die Summe zur Aufstockung für eine größere Tour in die UdSSR verwenden möchte. Die Auslosung erfolgt am 5. Februar 1990 unter notarieller Aufsicht in der Redaktion von FREIE WELT.
Toi, toi, toi!

PREISFRAGE NR. 1

Ein glanzvoller Abend in einem der besten Theater der Sowjetunion gehört zu den Höhepunkten der INTOURIST-Reiseprogramme.

In welchem Haus entstand obiges Foto?

a) im „Bolschoi" in Moskau?
b) im „Kirow"-Theater in Leningrad?
c) in der Minsker Oper?

Antworten bitte auf Postkarte bis zum 31. Januar 1990 (Poststempel) an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056.

Idee und Redaktion: Volker Hempel
Foto: Volkmar Billeb